

KOMIK UND HUMOR BEI HORAZ.

EIN BEITRAG ZUR RÖMISCHEN LITTERATURGESCHICHTE,

VON

THEODOR OESTERLEN,

OBERSTUDIENRAT, REKTOR DES EBERHARD-LUDWIGS-GYMNASIUMS
IN STUTTGART.

DRITTES HEFT:

DIE EPISTELN.

STUTTGART.

VERLAG DER J. B. METZLERSCHEN BUCHHANDLUNG.

1887.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Episteln I.

I.

(cfr. »Studien« p. 37 f. 67 f.)

Es mag richtig sein, wie mehrfach angenommen wird, daß diese Epistel als Widmung an Mäcenat die letztentstandene des ganzen ersten Buchs ist; sie selbst aber will den Leser nicht in diesen Zeitpunkt des Abschlusses versetzen, sowie das z. B. O. III, 30 mit *exegi monumentum* geschieht, sondern vielmehr in die Zeit des Übergangs von der lyrischen Dichtung zum Betreiben der Philosophie oder, was für unsern Dichter damit immer zusammenfällt, zur philosophischen Dichtung. V. 2 f. *quaeris iterum antiquo me includere ludo*, V. 10 *nunc itaque et versus et cetera ludicra pono*, V. 16 *nunc agilis fio etc.* weisen deutlich darauf hin, daß Horaz hiemit von einem späteren Augenblick aus den Moment jenes Übergangs fixiert, wie wir das ähnlich O. I, 32 (cfr. »Studien« p. 92 ff. Heft II, p. 96 ff.) für den Übergang von der Satirendichtung zur lyrischen Poesie gefunden haben.

Voraussetzung unserer Epistel ist, daß Mäcenat und wohl auch andere Freunde immer wieder den Versuch machen, Horaz, der durch die Herausgabe seiner drei Odenbücher mit der lyrischen Poesie abgeschlossen zu haben glaubt, zu dieser zurückzuführen. An anderes als die lyrische Dichtung, also z. B. an epische oder gar dramatische Leistungen ist wegen *iterum* und *antiquo* V. 3 offenbar nicht zu denken. In *spectatum satis* V. 2 liegt eine Mischung von wirklichem Selbstgefühl und heiterer Selbstparodie, sofern er seine Bewährung in die triviale Vergleichung mit einem alten Gladiator herabzieht, der schon mit dem Freistab entlassen noch einmal in die Fechterschule eingesperrt werden soll. Diese Vergleichung unter Nennung eines damals jedenfalls bekannten Namens, eines Mannes, der sich allen Launen und Pressionen des Volks durch Entfernung aus der Stadt entzieht, geht fort bis V. 6. Dann läßt er diese Ver-

gleichung fallen, und eine andere oder vielmehr dreifache tritt unvermittelt an ihre Stelle: nicht ich allein, sagt er, bin dieser Ansicht; da ist einer, der mir beständig ins Ohr raunt (Horaz sagt absichtlich derbrealistisch statt *apertam* vielmehr *purgatam aurem*, wobei wie I, 2, 53 etwa *collecta sorde* zu ergänzen ist): spanne rechtzeitig den altwerdenden Gaul aus! Dieser Mahner ist aber natürlich Horaz selbst, sein besseres Ich; er unterscheidet sich also von sich selbst, denkt sich dabei als Pferdebesitzer, der sein Pferd in der Rennbahn laufen läßt, und doch ist er in demselben Augenblick auch der alte Gaul selbst, der mit seinen vor Überanstrengung keuchenden Weichen das Mitgefühl oder die Spottsucht der Menge erregt, und gerade diese Einheit in der Dreiheit ist das Launige, Sinnige oder Unsinnige an dieser Vergleichung.

Nun kommt der Schluß aus den bisherigen, von der arena, dem Spielplatz genommenen Vergleichen: so lass' ich denn die Verse und alles sonstige Spielzeug beiseite (wobei entweder *versus* = *carmina*, lyrische Dichtungen zu nehmen ist, oder Horaz schalkhaft wie II, 1, 111. 3, 306 das Versemachen in demselben Augenblicke ableugnet, wo er es doch übt), und gebe mich ganz und gar dem Studium der praktischen Philosophie hin. In unserer Epistel nämlich, z. B. V. 16 ff., 33 ff. und auch sonst immer bei Horaz zeigt sich, daß sein philosophisches Studium sich nicht auf theoretische Probleme bezieht, sondern ein Erstreben praktischer Lebensweisheit, ein Verlangen nach sittlicher Veredlung und wahrem Lebensglück ist. Bei *condo et compono* ist entweder an den *promus* zu denken, wie S. II, 2, 16., der die Vorräte für den Haushalt aufspeichert und herausgibt, oder auch an die *magni formica laboris* S. I, 1, 33, die für ihre Zukunft emsig sorgt.

Aber nun kommt Horaz der Frage zuvor, die er von Mäcenat voraussehen kann: wie, du der Mann der ausgesprochenen Subjektivität, der so gern dem eigenen Genius huldigt, der Feind alles Zwangs, du Anhänger eines philosophischen Systems? und welches denn? Und darauf folgt die hübsche Selbstparodie, in der Horaz, so sehr es ihm andererseits mit seinem philosophischen Streben Ernst ist, sich dem Lächeln seiner Leser preisgibt: jetzt trete ich als der strenge Stoiker, Tugendwächter und zugleich praktische Staatsmann auf, der ganz in den Wogen des Staatslebens versinkt, (er, der z. B. O. I, 26 und sonst immer wieder seine absolute Gleichgültigkeit

gegen alles politische Leben versichert); dann aber, wenn es mir beliebt, gleite ich unvermerkt zu den bequemeren Anschauungen der Cyrenaiker oder Epikureer zurück. Wie ernst es ihm aber nichtsdestoweniger mit der Philosophie ist, sollen die Verse 20—26 zeigen: jeder Augenblick, den ich nicht darauf verwende, scheint mir verloren.

Aber wie eigentümlich nimmt sich in diesem Zusammenhang nun V. 20 aus! Jeder Leser denkt dabei an jene komisch-cynische Geschichte vom iter Brundisium S. I, 5, 82 ff., wo er selbst von einer mendax puella genarrt wird. Und eine solche Stimmung dient ihm nun als Vergleichung für die Ungeduld, mit der er sich nach dem Studium der Philosophie sehnt! Das ist doch wieder sprechend für die Art des Humoristen, der das Erhabenste und das Gemeinste in Einer Vorstellung verknüpft!

Mit his elementis V. 27 ist sicher auf das Folgende voraus-, nicht auf das Vorhergehende zurückgewiesen. Die elementare Lehre, mit der er sich zu begnügen und nach der er sein Leben zu regeln hat, ist eben die, daß man sich mit dem Geringeren, dem relativ Guten zufriedengeben solle, wenn man das absolut Gute nicht erreichen könne. In restat = es bleibt mir noch übrig, liegt die Andeutung, daß er durch die Poesie seither von der Verfolgung des höchsten Lebensziels abgehalten jetzt nur noch ein niedrigeres Ziel erreichen könne. Bemerkenswert ist, daß Horaz hier wie sonst in den Episteln seine versinnlichenden, oft ungemein malerischen Beispiele nicht mehr so gewöhnlich wie in den Satiren und Oden aus hohen Vorstellungskreisen, aus der Mythologie u. dgl. nimmt, sondern aus dem gewöhnlichen Leben, aus den untersten Klassen, besonders gern auch aus den Zuständen des leiblichen Lebens. So stellt sich dem Argonauten Lynkeus alsbald der Athlete Glykon zur Seite, V. 33 ff. wird Fieber und Wassersucht, die mit Zauber- und sympathetischen Mitteln bekämpft werden, zur Vergleichung für Fehler und Leidenschaften benützt; V. 45 ff. muß der erwerbgerige Kaufmann, der Land und Wasser durchzieht, um der Armut zu entgehen, als Beispiel dienen, um den Widerspruch aufzuzeigen, der in der Gleichgültigkeit gegen die höheren Interessen liegt.

In V. 49 ff. sehe ich eine logische Schwierigkeit bei sine pulvere palmae. Horaz will doch, wieder zur Vergleichung von den untersten Lebensverhältnissen ausgehend, den Wider-

spruch nachweisen, der sich darin zeigt, daß man, um äußere Ehre zu erreichen, keine Mühe scheut, während man für den Ehrenkranz wahrer Tugend nichts thun will. Selbst der gemeinste Straßenfechter hätte soviel Ehrgeiz, lieber sich in Olympia bekränzen zu lassen, wenn er wegen einer an ihm entdeckten Geschicklichkeit sich Aussicht darauf machen könnte. Da paßt nun aber meiner Ansicht nach *sine pulvere* nicht in den Zusammenhang; man sollte eher *vel cum pulvere* erwarten, denn die Palme in Olympia ist an sich nicht ohne Mühe zu erringen (cfr. II, 3, 412 ff.), und ein gewöhnlicher Gladiator vollends kann nicht ohne viel Anstrengung in seiner Ausbildung so weit zu kommen hoffen, noch erwarten, daß niemand ihm als dem unbedingt tüchtigsten den Sieg streitig mache. Die gewöhnlichen Erklärungen gehen an dieser Schwierigkeit vorüber, oder bringen sie, z. B. Schütz, schon die Vorstellung von dem Kampf um die Tugend herein, der sich nicht gegen äußere Gegner, sondern nur gegen die eigenen Leidenschaften richtet, also keinen Staub aufwirft. Aber abgesehen davon, daß dann Bild und Sache in störender Weise durcheinander geworfen wären, ist zu sagen, daß dieser Kampf gegen das eigene Ich nicht als mühelos bezeichnet werden kann, sondern schwerer ist als jeder andere. Man möchte vorschlagen, statt *sine* zu lesen *cum* = *samt*, sogar in Verbindung mit, trotz; oder da das freilich eine kühne Konjektur wäre, annehmen, daß *dulcis sine pulvere palmae* ironisch zu nehmen sei = des holden Palmzweiges, den ohne Mühe zu bekommen ihm freilich infolge menschlicher Trägheit lieber wäre, wenn er auch weiß, daß es ohne Mühe nicht abgeht. Klar aber ist, daß Horaz mit V. 53 den Gedanken abschließt: und doch ist jedermann darüber im Reinen, daß, wie unter den äußeren Besitztümern selbst ein Wertunterschied besteht, auch zwischen ihnen und den Gütern des Geistes ein Abstand stattfindet.

Aber freilich, so wird die Sache in der Welt nicht angesehen; da gilt der Grundsatz: Geld, vor allem Geld! Hier kommen wir auf die interessante Debatte über V. 56, den in der That die meisten Erklärer opfern wollen. Das ist aber nur bei Verkennung des Horazischen Humors erklärlich. Zweierlei wäre möglich, wenn wir uns für einen Augenblick vorstellen wollen, daß Horaz diesen Vers nicht hieher gesetzt habe, einmal daß derselbe rein zufällig durch irgend ein Versehen eines Abschreibers aus S. I, 6, 72 ff. an diese Stelle geraten wäre und

ebensogut an hundert andere hätte geraten können. Dann müßte aber das Unpassende, Sinnlose der Stelle doch leichter in die Augen fallen. So ist es aber nicht: der Vers giebt vielmehr an dieser Stelle einen Sinn, ja sogar einen vortrefflichen Sinn, sofern darin die *in haec Janus summus ab imo prodocet* und *recinunt juvenes dictata senesque* angefangene Schilderung der ganzen römischen Welt als begieriger Jünger dieser Weisheit, als Schulknaben, mit dem Citat aus den Satiren glücklich abgerundet ist. Daneben könnte nur das andere der Fall sein, daß ein Abschreiber den Vers mit Absicht an diese Stelle gebracht hätte, um den genannten Effekt zu machen, und dann käme der geniale Einfall von ihm. Ist es aber ein solcher, so werden wir ihn doch lieber auf die Rechnung des Horaz als auf die eines beliebigen Abschreibers setzen (cfr. ein ähnliches Selbstcitat Ep. I, 18, 91).

Bei dieser Gesinnung gilt jeder, der nicht das genügende Vermögen hat, trotz aller sonstigen Eigenschaften für „Pöbel“. Und doch könnte man schon von der Jugend im Spiel das Richtige lernen; denn diese wählt zum König (wobei ohne Zweifel an die Geschichte des jungen Cyrus zu denken ist), „wer es recht macht“. „Es recht machen“ aber wäre der richtige Grundsatz nicht bloß für harmloses Kinderspiel, sondern auch für alle Aufgaben des sittlichen Lebens; „es recht machen“ war schon das Liedlein, das die mannhaften Recken der alten Zeit im Munde führten. Wer giebt besseren Rat, der, der dich mahnt, dir Geld zu schaffen, womöglich auf rechtlichem Wege, wo nicht aber unter allen Umständen, nur um — die Rührstücke eines geringen Dichters aus größerer Nähe, vom Platze der Ritter aus zu betrachten, (so sagt Horaz mit schneidender Ironie, als ob der Streber selbst eben nur deswegen die Absicht hätte, in den Ritterstand zu treten, um seinem schlechten litterarischen Geschmack diese Befriedigung zu verschaffen. Statt die zufällig eintretende, geringe Folge anzugeben, ist ihm das als Absicht untergelegt) oder wer dich wirksam mahnt und ausrüstet, um frei und aufrecht der übermütigen Fortuna Trotz zu bieten? (absichtlich einiges Pathos im Ausdruck!).

Wenn mich nun das römische Volk etwa fragte, warum ich, doch kein Sonderling überhaupt, sondern verträglich, umgänglich mitten unter den Leuten lebend (cfr. S. I, 6, 111 ff.), mich in meinen Anschauungen nicht an die Prinzipien der Menge halte, so könnte ich nur mit der äsopischen Fabel vom Löwen

und Fuchs antworten. Ist doch die Menge ein vielköpfiges Ungeheuer. Und nun kommt mit absichtlicher launiger Übertreibung eine Schilderung verschiedener eigennütziger, für jeden gesunden Sinn verdammlicher Bestrebungen, um zu zeigen, daß man ihm nicht zumuten könne, sich solchen Grundsätzen anzuschließen (V. 77 ff. erinnert an S. II, 5 mit seiner drastischen Darstellung der Erbschleicherei). Aber dabei ist nicht einmal Konsequenz vorhanden: jeder, von andern in seiner verkehrten Richtung wieder verschieden, bleibt auch sich selbst nicht gleich; und nun ebenso launige und zugleich übertreibende Ausführungen der Veränderlichkeit in der Baulust und in der Beurteilung des ehelichen Lebens. Und lächerlicherweise macht auch der Arme, der gar nicht in der Lage ist, so seinen Gelüsten freien Lauf zu lassen, das Beispiel des Reichen nach, wechselt sein Dachstübchen, seinen Barbier u. s. w. und holt sich die Seekrankheit auf dem gemieteten Schiffchen so gut als der Reiche auf seiner eigenen stolzen Triere (nauseat statt vehitur, gelungene Verwechslung des nicht gewünschten Resultats mit der erstrebten Befriedigung der Eitelkeit, ähnlich wie V. 67).

Aber Horaz hat bei allen diesen scherzhaften Ausführungen noch einen ernsten Gedanken auszusprechen: mit einemmal wendet er sich, während tu in V. 28, 35, 36 u. s. f. der Leser überhaupt ist, ride in V. 91 wenigstens noch nicht bestimmt auf Mäcenat allein hinweist, jetzt von V. 94 an einzig zu diesem, und eine vielleicht schon länger verhaltene Bitterkeit, von der er sich durch offenes Aussprechen befreien will, bricht hervor: du rügst und belachst an mir alle möglichen Äußerlichkeiten (in diesem Zusammenhang ist *inaequalis tonsor* ein ähnlich gesuchter, ursprünglich fehlerhafter, aber dann scherzweise aufgenommener Ausdruck wie etwa ein „lederner Handschuhfabrikant“), was mir als Kleinlichkeit erscheint; du spielst mir gegenüber den Vormund, die Vorsehung; aber für Dinge, die mir als wichtiger, die mir als entscheidend über das Wohl und Wehe des Menschen erscheinen, Seelenruhe, Zufriedenheit, Freiheit von fehlerhaften Neigungen, Widersprüchen, Leidenschaften (cfr. die Bem. zu S. II, 7 Schluß) hast du keinen Sinn, und auf diesem Punkt gerade suche ich mein Glück durch ernstliche Beschäftigung mit praktischer Philosophie zu sichern.

Horaz ist ernst geworden; er fühlt, daß er, um Mäcenat nicht zu verstimmen, abschließen muß, und daher der rasche, heitere Schluß: er bekennt sich noch einmal zu den Grundsätzen

der Stoa, sogar mit allen sonst auch von ihm ins Lächerliche gezogenen Übertreibungen (cfr. S. I, 3. II, 3), aber nur, um mit dem köstlichen *nisi cum pituita molesta est* nüchtern sich als Philosophen und die ganze stoische Philosophie an das wirkliche Leben mit seinen kleinen Misere zu erinnern.

Haben wir nicht in dem ganzen Verlauf der Epistel und besonders dem überraschenden Schluß denselben Geist neckischen, spielenden Humors wieder vor uns wie in den besten der Satiren und in vielen der Oden?

2.

Nicht etwa, um ein poetisches Motiv zu holen, wie in O. I, 15, nicht in ästhetischem Sinn, sondern im Sinn der praktischen Philosophie greift unser Dichter zu Homer, um aus der Betrachtung der Gestalten der Ilias und Odyssee Lehren über recht und unrecht, nützlich und schädlich zu ziehen. Der Zweck des Briefs ist also ein wirklich didaktischer; das Lehrhafte tritt besonders in den vielen, fast allzusehr gehäuften Sentenzen hervor, bei deren Menge man auf die Ansicht kommen könnte, Horaz habe es darauf angelegt, recht viele „geflügelte Worte“ zu schaffen; aber die Darstellung ist auch so noch vielfach launig, humoristisch.

So möchte ich gleich V. 10 die Lesart *quid Paris? ut salvus regnet vivatque beatus, cogi posse negat* in diesem Sinn als ähnliche Form der Ironie wie I, 67 und 93 fassen, wobei vom Dichter dem Subjekt eine unsinnige Denk- und Handlungsweise als beabsichtigt untergeschoben wird, während logisch nur etwa die Folge, die daraus hervorgehen könnte, bezeichnet sein dürfte. In V. 23 ff. ist, wie das auch in den Satiren mehrfach bemerkt wurde, die freie Stellung des Dichters zur homerischen Tradition zu beachten, und nicht minder bei *domina meretrix, canis immundus et amica luto sus* die absichtliche Herabziehung des Klassischen ins Triviale, wie bei der Travestie S. II, 3 und 5. Mit *nos numerus sumus* rechnet sich Horaz absichtlich „auch so zur ganzen Masse“, ähnlich wie S. II, 92 ff. I, 4, 142; *fruges consumere nati*, in Homer ohne ironischen Nebensinn, ist hier herabsetzend. V. 31 lese ich *cessantem ducere somnum*; man kann ja, wenn man liest: *cessatum somnum* = versäumter Schlaf, nicht sagen, sie haben den Schlaf versäumt, da sie bis Mittag schlafen; dagegen säumt er bei dieser Langschläferei abends zu kommen.

Mit V. 32 kommt nun eine Ausführung von Sätzen praktischer Lebensweisheit, bei der das Eigentümliche nur das ist, daß sie nicht, wie man das nach der ganzen Einleitung erwarten mußte, an homerische Personen und Begebenheiten angeknüpft sind, sondern im wesentlichen der stoischen Ethik, richtiger dem Horazischen Eklektizismus entstammen und in der drastisch-humoristischen Sprache des Dichters vorgetragen werden.

Der Gegensatz: Räuber stehen früh auf, gönnen sich keine Ruhe, um ein Menschenleben zu vernichten; du willst nicht aufstehen, wo es gilt, dein eigenes Leben zu retten? hat jedenfalls etwas Seltsames, Gesuchtes an sich. *Expurgisceris* ist nicht bloß vom Aufstehen vom leiblichen Schlaf, sondern auch vom Sichaufraffen aus geistiger Schlaffheit zu verstehen. *Si noles sanus* V. 34 verlöre die Pointe, wenn man nicht *currere* ergänzte: mit dem bloßen Aufstehen ist es nicht gethan; dazu muß die Thätigkeit, die Rührigkeit kommen, die der Krankheit vorbeugt, die den Leib, resp. den Geist frisch und gesund erhält. *Sapere aude* ein hübsches Oxymoron: weise zu sein sollte nicht als Wagnis erscheinen, und doch gehört dazu ein fester Entschluß. Bei *rusticus expectat* ist ähnlich wie in V. 28 *sponsi Penelopae* und öfters sonst Bild und Sache zusammengefloßen. Der dumme Bauer, der warten will, bis der Strom abgelaufen, ein Scherz aus dem Volksmund. *Beata uxor* ironisch wie S. II, 8, 1, *Nasidienus beatus*, während die Hinweisung auf *satis beatus unicis Sabinis*, in welchem sich der Dichter wirklich, nicht bloß in der Einbildung glücklich fühlt, nicht zutrifft. V. 51 kann *sic* — *ut* nicht sein = nur soweit, also doch bis zu einem gewissen Grad, sondern = so wenig, d. h. gar nicht. *Auriculae collecta sorde dolentes* recht realistisch derb, sowie auch das Bild von dem unreinen Gefäß, in dem der beste Saft, der hineinkäme, unbrauchbar würde. Auch der junge Jagdhund, der frühe schon gewöhnt ward, zur Einübung auf die wirkliche Jagd die Hirschhaut im Hofe anzubellen, ein eigenümliches Bild für die Notwendigkeit früher Gewöhnung an das sittlich Gute! Derselbe nachlässig „joviale“ Ton, wie Schütz sich ausdrückt, ist am Schluß zu bemerken: halte du es nun, wie du willst; gehe rasch voran oder komme langsam hintendrein; ich werde mich in meinem Tempo nicht irre machen lassen!

3

Ein lebenswürdiger Brief, in welchem man nur, um ihn richtig zu verstehen, den Geist des Humors, von dem derselbe diktiert ist, nicht verkennen darf. Horaz, der sonst z. B. nach I, 19, 39 ff. in dem Rufe steht, sich mit seiner Dichtung spröde zurückzuziehen, und der nur scherzweise z. B. S. I, 4 sich mit der ungezählten Menge der Dichter zusammentut, stellt sich hier freundschaftlich, kollegialisch gleichsam in einen Kreis von Dichtern und Litteraten hinein, teilt Lob und Tadel aus wie ein Kunstkritiker, treibt aber zugleich mit dem ganzen Zunftgeheimnis seinen Scherz. Er hat ihnen gegenüber allerdings das Gewicht eines älteren, anerkannten Freundes, der etwas mehr sagen darf als ein anderer.

Nachdem er sich zuerst erkundigt, wo der litterarische Kreis des Tiberius sich gerade befinde, kommt er mit *hoc quoque curo* V. 6 auf das, was ihm offenbar am meisten am Herzen liegt: was treibt ihr? womit ist jeder beschäftigt? Bei V. 7 darf man nicht vergessen, mit welcher Geflissentlichkeit Horaz immer der epischen Verherrlichung des Augustus ausgewichen ist, an die man wohl bei *res gestas Augusti scribere* zu denken hat, so daß in der Frage und in dem *longum diffundit in aevum* eine leichte Ironie liegt. Bei *Pindarici fontis haustus* denke man an O. IV, 2; ist dieses Gedicht wohl auch um einige Jahre jünger, so ist doch gewiß der Gedanke, Pindar auf lateinischen Boden zu versetzen, unserem Dichter damals so verwegen wie später vorgekommen, und wenn man bei *lacus et rivi aperti* an die lyrische, gerade auch von Horaz eröffnete Bahn denkt, so tritt die Ironie noch mehr hervor. In V. 14 aber *tragica desaevit et ampullatur in arte* wird sozusagen innerhalb der vier Wände der Zunft das eigene Treiben der Zunftgenossen mit entschiedener Parodie behandelt: *desaevire* = sich abtoben, austoben, weist auf ein gespreiztes Pathos hin, und bei *ampullatur* denkt man an die Ironie, welche Cicero ad Att. I, 14 ähnlich gegen sich selbst, gegen die mit Bewußtsein in der Rhetorik auf die große Menge berechneten Phrasen anwendet (*nosti illas ληξύθους*). Der Scherz gegen Celsus V. 15 ff., der an die Fabel von der Krähe erinnert wird, ist besonders in der Zuschrift an einen andern etwas auffallend, übrigens mit Beziehung auf den Ton in V. 18 *ne si forte etc.* und I, 18 eher ein gutmütiger Scherz als beleidigend, wenn man mit Döder-

lein, statt an eigentliches Plagiat, an zu weitgehende Nachahmung klassischer Stellen denkt. Mit V. 21 wendet er auf die Adressaten dasselbe Bild an, das er später O. IV, 2, 27 von sich als *apis Matina* braucht. In *turpiter hirtum* V. 22 ist an die ursprüngliche Bedeutung des häßlich verwilderten Aussehens eines Ackers zu erinnern. In *linguam acuis* = die Zunge schärfst, darf man den Ausdruck nicht verwässern. Bei *frigida curarum fomenta* liegt eine Schwierigkeit für das Verständnis vor: daß *fomenta curarum* nicht wohl Gen. subj. sein kann, ist bei dem sonstigen Gebrauch von *fomenta* mit Gen. wie *vulnerum*, *dolorum* ziemlich klar, aber nicht, was die Sorgen, und nicht, was die Mittel dagegen sein sollen; ohne Zweifel aber ist politischer Ehrgeiz und das zu dessen Befriedigung dienende Strebertum damit gemeint, das ihn von dem Suchen nach der himmlischen Weisheit, von dem Ernst der Philosophie abzuziehen droht und nun mit Umschlägen, vollends kalten Umschlägen gegen körperliche Leiden verglichen wird, von deren Wirksamkeit Horaz auch nach I, 2, 52 wenig zu halten scheint. cfr. I, 15, 4, wo er vorübergehend für kalte Waschungen eingenommen ist. Der Adressat gehört zu den *parvi* (I, 7, 44) wie Horaz selbst; aber selbst wenn er zu den *ampli* gehörte, gäbe es doch nichts Höheres für ihn als die *caelestis sapientia*. In V. 32 ziehe ich vor *ac* (nicht *at*) *vos*, als Fortsetzung der mit *an male* angefangenen Frage nach etwas, das Horaz wohl nicht wünscht, aber doch sich als möglich vorstellt. Wenn dann das Fragezeichen nach *feros* steht, und mit *ubicunque* ein neuer Satz beginnt, der die freudige Hoffnung auf die glückliche und friedliche Rückkehr der beiden ausdrückt, so hat der Zusammenhang ein leichter verständliches Gefüge.

4.

(cfr. »Studien« p. 48).

Durch die scherzhafte, humoristische Wendung am Schluß wird die Auffassung des ganzen kleinen Gedichts bestimmt. Tibull, sonst oder früher, wie Horaz sagt, doch kein Geschöpf ohne geistiges Leben, sondern wie äußerlich, so auch innerlich reich gesegnet, scheint im damaligen Augenblick in einer bedenklichen Gemütsverfassung gewesen zu sein. Darauf weist teils das Imperf. *eras*, teils *quid nunc te dicam* etc. hin, welche zeigen, daß Horaz nicht sicher ist, in welcher Verfassung er sich den Freund vorstellen soll, ob dichtend in frischem Wett-

eifer mit andern, oder nach außen unbeschäftigt, in sich versunken, von philosophischen Gedanken absorbiert, vielleicht auch nach V. 12 ff. von Todesgedanken geplagt. Wenn nämlich der ganze Zuspruch an Tibull gipfelt in *inter spem curamque etc.*, in dem Gedanken, daß er jeden weiteren Tag als Geschenk dankbar hinnehmen solle, so heißt das ohne Zweifel soviel, daß er, statt ängstlich dem drohenden Tod entgegenzusehen und sich so seines Lebens gar nicht mehr zu freuen, vielmehr froh jeden ihm noch bleibenden Augenblick genießen möge. So hält es Horaz, und mit diesem *laetus in praesens animus, qui, quod ultra est, odit curare* (O. II, 16) ist er fett und stark geworden und kann sich vor dem sich abhärmenden, ängstigenden Freunde sehen lassen. Daß die Selbstparodie am Schluß, mit der er dem Freund ein Lächeln abgewinnen will, echt humoristisch ist, versteht sich von selbst.

5.

Mehr als manche andere Epistel hat diese vom Anfang an den Charakter launigen Humors an sich. Das zeigt sich schon V. 2 in *holus omne* = allerlei Kraut, welches nach meiner Ansicht nicht etwa bloß Ausdruck der Bescheidenheit ist wie „ein Löffel Suppe, eine Tasse Thee“, sondern eine Anspielung auf O. I, 31, 15 ff. *me pascunt olivae, me cichorea levesque malvae*, wodurch der seiner Genügsamkeit sich mit Emphase überhebende Dichter bei seinen Freunden sprichwörtlich geworden sein mochte. Bei *vina bibes* kann man zwar daran denken, daß Horaz auch sonst Alter und Herkunft seiner Weine gerne angibt (z. B. O. IV, 11); aber vielleicht hatte er sich auch durch O. I, 20 einigermaßen berüchtigt gemacht und die scherzhafte Nachfrage nach der Beschaffenheit seiner Weine veranlaßt. Mit *vel imperium fer* stellt er sich dem eingeladenen Torquatus wie ein militärischer Befehlshaber oder vorladender Richter gegenüber.

Daß unter *leves spes et certamina divitiarum* nicht Hoffnungen und Sorgen gemeint sind, die Torquatus persönlich betreffen, sondern solche, die von seinen Klienten auf ihn übergehen, ist klar. Die Frage des Geburtsfestes geht uns zwar hier wenig an; doch glaube ich bei allen sich gegenüberstehenden Gründen eher an 23. September, den Geburtstag des Augustus denken zu sollen, da ja nirgends gesagt ist, daß Horaz jedes Jahr um diese Zeit Rom verlassen haben mußte. Im fol-

genden mehrfach Gedanken, die an Stellen in den Oden erinnern, z. B. V. 13, 14, 15. In V. 16 ebrietas natürlich = Trinklust; designat als allgemeiner Ausdruck = bringt zustande, paßt besser als dissignat, das mit dem folgenden recludit synonym wäre. V. 21 imperor sc. a me = ich fühle mich getrieben. V. 22 ff. will Horaz praktisch durchführen, was er von Catus S. II, 4, 71 ff. (cfr. Heft I, p. 79 ff.) gelernt hat. V. 29 sed nimis arcta premunt etc. echter, etwas ans Cynische streifender Humor: ein zarteres, rücksichtsvolleres Gefühl würde die Sache verblümt andeuten und höchstens sagen: aber das Zusammensein so vieler Personen auf engem Raum ist doch, besonders in der warmen Sommernacht, weniger angenehm; ein derber Humor nennt die Sache mit dem vollen Namen und verblüfft den Leser durch die offene Erwähnung des den Geruchssinn verletzenden Elements der olidae caprae. Ein sehr heiteres Bild gewähren am Schluß die Figuren des das Atrium bewachenden Klienten und des unterdessen durch die Hinterthüre entschlüpfenden Torquatus.

6.

„Das nicht sonderlich tiefsinnige Gedicht“, fängt Schütz an, worauf nur zu sagen ist, daß Horaz nirgends das Streben zeigt, tiefsinnig zu sein; nur gut, daß Schütz hinzufügt: „nach Inhalt wie Form gleich anmutig“, denn das ist es allerdings. Horaz glänzt nirgends durch überraschende Weisheit; seine Lebensregeln, ohne viel Theorie verständlich, sind aber überall in gewinnende, reizende Form gekleidet, denn er ist eben mehr Dichter, und zwar humoristischer Dichter, als Philosoph.

Das nil admirari ist bei dem für die Eindrücke des äußeren Lebens so empfänglichen, das Konkrete, Sinnliche so lebendig auffassenden und wiedergebenden, kurz poetisch angelegten Horaz sicher keine stoische ἀθανασία oder ἀπάθεια im vollen Sinn gewesen, sondern nur ein anderer und vielleicht etwas stärkerer Ausdruck für aequa mens, aequus animus, der sich durch die Äußerlichkeiten des Lebens, den Schein gewisser Güter und Eindrücke nicht blenden und aus dem Gleichgewicht bringen läßt, sondern die Dinge auf ihren wahren Wert zu prüfen bemüht ist. Daß Horaz nicht dem vollen Stoicismus das Wort redet, zeigt abgesehen von dem ganzen Ton des Briefes besonders V. 15 (s. u.).

Das innere Gleichgewicht, die Unabhängigkeit von äußeren

Eindrücken ist es allein, was glücklich macht. Zum Verständnis des Gedankens in V. 3 ff. möchte ich am liebsten auf Schillers „Spaziergang“ hinweisen:

(Der Weise) Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.

Wenn nun aber die richtig Urteilenden, die Wissenden den größten Wundern der Natur, die für andere Schrecknisse bleiben, gelassen gegenüberstehen, wieviel mehr sollte das den alltäglichen Gütern des Lebens gegenüber der Fall sein, über deren Wert oder Wertlosigkeit sich sovieler täuschen! Hier gebe ich im ganzen Schütz dahin recht, daß *munera maris et terrae, ludicra plausus* (Gen. = Kindereien des Beifallklatschens) et *amici dona Quiritis* sich paarweise entsprechen. Der Gedankengang ist in den folgenden Versen nach Analogie anderer Horazischer Stellen (z. B. I, 2, 51) klar: *timere* oder *metuere* und *cupere*, oder ängstliche Furcht vor Verlust und habsüchtiges Streben nach diesen Gütern sind die Grundfehler der menschlichen Natur, welche das Gleichgewicht der Seele aufheben, das selbst im Streben nach Tugend, dem Höchsten, dessen der Mensch fähig ist, nicht verlorengehen darf. Es ist in der That kein Grund vorhanden, V. 15 ff. einem im ganzen weiteren Verlauf des Briefs nicht vorkommenden Interpellator, Numicius oder wem sonst zuzuweisen; hier zeigt sich der Eklektiker Horaz den Übertreibungen der Stoa abhold, indem er zugiebt, daß selbst im sittlichen Leben ein Überschreiten der Grenze möglich ist (Zelotismus, Fanatismus).

In nunc V. 17 aber, womit nun die gefällige, wenn auch hie und da übertreibende Ausmalung der Bestrebungen des alltäglichen Lebens beginnt, heißt ähnlich wie 2, 70 ff.: so! nun habe ich dir meinen Standpunkt gezeigt; jetzt halte du es, wie du willst, wenn du einmal so bist und glaubst, es nicht anders machen zu können. Gieb dich ganz und voll deinen Liebhabereien, deiner Eitelkeit, deinem Erwerbstrieb hin; das alles, so glänzend es sich für den Augenblick ausnehmen mag, endet doch zuletzt im Dunkel des Grabes. Wenn aber dies das Ende eines jeden ist, so gilt es, sich ernstlich die Frage des *recte vivere* (ähnlich zweideutig wie *recte facere* I, 60) vorzuhalten, so gut als der körperlich Kranke seiner Krankheit nicht einfach den Lauf läßt, sondern Mittel dagegen sucht. Wenn nun die

Tugend das einzige Mittel dazu ist, so folge ihr! Ist dir die Tugend ein leerer Schall, ist dir „ein heiliger Hain nichts anderes als gemeines Holz“, nun so gehe rücksichtslos, um alles andere unbekümmert darauf aus, dich zu bereichern; denn wer soweit ist, dem wird natürlich alles andere zufallen, die Königin Pecunia giebt ihm eine reiche Frau, Kredit, Freunde, Adel und Schönheit, und Suadela und Venus schmücken ihn (der ironische Ton verbindet sich hier eigentümlich mit einem gewissen Pathos). Solch ein Reicher ist unter Umständen besser daran als ein König. Also ein Lucullus mußt du zu werden suchen! Um nun zu zeigen, was wirklicher Reichtum heißt, wird eine hübsche Anekdote von Lucullus erzählt, der gar nicht weiß, wieviel er hat. Ist aber Glanz im Staatsleben, politische Macht dein Ideal, so thue alles zu diesem Zweck, und hiefür wird die hübsche Schilderung des Spaziergangs mit dem Nomenclator an der Seite gegeben. Besteht das richtige Leben in den Freuden der Tafel, nun so folgen wir unbekümmert um Sitte und Anstand dem Zug der Gurgel, des Gaumens! (Das gewählte Beispiel von Gargilius scheint nicht recht zu passen, denn um dem Bauche wohl zu thun, braucht man nicht eigene Anstrengung, nicht die Übungen der militia Romana, die nach S. II, 9 ff. ja gerade dazu führen soll, der Gourmandise ein Ende zu machen; noch weniger aber braucht man dazu das Streben, als Jäger glänzen zu wollen, während man das Wild aufkauft. Die Sache ist wohl so zu nehmen: wir wollen fischen und jagen, aber natürlich höchstens so wie einst Gargilius, der ein Schlemmer und zugleich aus Eitelkeit darauf versessen war als Jäger zu gelten.) Ist endlich Liebe und Scherz nach Mimnermus' Spruch *τίς δὲ βίος, τί δὲ τερπνὸν ἄτερ χρυσέης Ἀφροδίτης; τεθναίην, εἴ μοι μηκέτι ταῦτα μέλοι* das Höchste, nun so lebe in Liebe und Scherz!

Das Thema hat sich unmerklich verschoben: während Horaz von dem Standpunkt des Weisen gegenüber den großartigen Wundern der Natur ausgehend den Satz aufstellt, daß der Weise durch die scheinbaren Güter der Erde sich nicht blenden und beeinflussen lassen dürfe, beginnt mit V. 17 *i nunc, suspice* die Andeutung, daß der Mensch trotz aller Lehren der Weisheit seinem verkehrten Freiheitstrieb in einer andern Richtung Luft machen könne; dieser Gedanke erlischt wieder in der Hinweisung auf das Grab, das Ziel aller Menschen. Von V. 31 an aber, wo mit *hoc age* ähnlich wie V. 17 mit *suspice* ein Im-

perativ gesetzt ist, dem V. 32 cave und von da an Konjunktive folgen als Form der Bethätigung des freien Willens, ist nun der Gedanke der geworden: wenn dein recte vivere nicht das des Weisen, der wahren Philosophie ist, nun so handle wenigstens konsequent, hinke nicht auf beiden Seiten, gieb dir nicht den Schein der Tugend, während es dir doch nicht um diese, sondern nur um dein Gelüste zu thun ist.

Man merkt übrigens diese Verschiebung des Themas kaum über der heiteren Durchführung der Lebensbilder, deren eines das andere schlägt, und an deren Abwechslung und Häufung sich eben zeigt, daß Horaz durchaus nicht der theoretische Stoiker oder der eklektische Philosoph ist, der hier seine Sätze unter das Publikum bringen möchte, sondern höchstens der lachende, humoristische Philosoph, der in den Spiegel des Lebens blickend ebenso alle Thorheiten der Menschen belächelt und geißelt, wie alle edlen Regungen der Menschen anerkennt.

7.

(cfr. »Studien« p. 33 ff.).

Daß unsere Epistel eine der wichtigsten für das Verständnis der Persönlichkeit unseres Dichters ist, gerade im Verhältnis zu Mäcenas und damit zu der ganzen Wendung, die sein Leben vom Jahr 42 v. Chr. an genommen hatte, wird allgemein zugegeben. Es ist nur die Frage, ob man in den Punkten, die hier zur Sprache kommen, mehr nur eine zufällige, vorübergehende Angelegenheit sieht, oder, wie ich das in meinem Artikel in den »Studien« ausgedrückt, eine Krisis im Leben des Dichters. Im wesentlichen stimme ich dort mit Jacobs, *lectiones Venusinae*, zusammen; nur glaube ich in den Motiven, welche allmählich zu der ganzen Krisis geführt, über ihn hinausgehen und tiefer greifen zu müssen. Jetzt handelt es sich, unter Festhaltung der wesentlichen Bedeutung des Briefs, besonders auch um die Hervorhebung der komischhumoristischen Momente, die in der Ausführung hervortreten.

V. 2 das starke mendax desideror scheint mir darauf hinzuweisen, daß solche Fälle längeren Fortbleibens schon mehr als einmal vorgekommen waren, und daß Horaz fühlte, sich dadurch allmählich in den Verdacht eines unwahren Vorwändesuchens gebracht zu haben. Deshalb nennt er die Sache mit dem Namen, den Mäcenas ihr zu geben geneigt sein könnte, und will einmal Klarheit schaffen. Die Erwähnung eines Leichen-

begängnisses, wo der Leichenmarschall im vollen Gefühl seiner Würde von seinen „schwarzen Liktores“ umgeben aufmarschiert und auch bei trauriger Gelegenheit seine menschliche Eitelkeit noch zu befriedigen weiß, wie das so oft geschieht, die Erinnerung an die Zeit, wo Väter und Mütterchen für ihre Kleinen bangen, wo das ganze geschäftige Treiben des Forums zu keinem andern Ergebnis zu führen droht, als daß Fieber befördert und Testamente in größerer Zahl entsiegelt werden, statt der trockenen Angabe der Gefahr für die Gesundheit ist ungemein launig; und daran reiht sich nun die Ankündigung: erst im Frühjahr mit der Wiederkehr der Schwalbe komme ich wieder; unterdessen mit Einbruch des Winters gehe ich ans Meer, und statt mich in dem rauschenden Getümmel der Hauptstadt zu bewegen, ziehe ich mich in die Einsamkeit zurück und studiere.

Wie wirst du, Mäcenās, das aufnehmen? Statt einer solchen überleitenden Frage und der Antwort darauf kommt eine Anekdote, und zwar eine recht heitere, dazu in dramatischer Lebendigkeit gegeben. Der kalabrische Gastwirt (wenn Krüger sagt, es lasse sich nicht ermessen, warum die Scene gerade dahin verlegt sei, so ist es das Streben nach Individualisierung, und zwar geleitet von der bis auf den heutigen Tag bestehenden Sucht, der oder jener Nachbargegend etwas anzuhängen), der seinen Gast zum Essen nötigen, dann veranlassen will, seinen Kindern etwas mitzubringen, und dann endlich, wie der, wohl wissend warum? für alles dankt, trocken heraussagt: nun, so bekommen's die Schweine, ist das Bild einer dummdröben, ungebildeten und darum kränkenden Rücksichtslosigkeit, die aber eben bei Mäcenās nicht zutrifft. Ein wackerer und weiser Mann, wie es Mäcenās ist, wirft seine Gaben nicht weg, richtet sich bei denselben nach der inneren Würdigkeit des Empfängers und giebt zugleich bloß etwas, das einen wirklichen Wert hat. So bleibt die Ehre des Gebers wie des Empfängers bei der Gabe gewahrt; und meine Ehre will ich auch künftig zu wahren bemüht sein, sagt Horaz. Dazu gehört aber gerade auch das, daß ich nicht genötigt bin, eine Jugendlichkeit, die mir äußerlich und innerlich abhandengekommen ist, zu forcieren.

Ein Übergang zu der jetzt folgenden Anekdote vom Fuchs im Kornbehälter ist nicht gemacht; der zu Grund liegende Gedanke ist aber wohl der: seitdem ich die frühere Jugendlust nicht mehr habe, komme ich mir in meinen jetzigen Verhältnissen

wie ein Gefangener vor, der sich um jeden Preis aus seiner Lage befreien muß, wie der Fuchs in der Fabel.

Über *volpecula* und *nitedula* verliere ich kein Wort. Wie würde Horaz lachen über die Pedanten, die ihm aus naturgeschichtlichen Gründen eine *nitedula* oktroyieren wollten, welche dann erst nicht paßt! Während bei der ersten Anekdote zwischen dem Calaber *hospes* und Mäcenás eine Ähnlichkeit geradezu geleugnet wird, liegt sie hier zwischen dem Fuchs und Horaz entschieden vor. Der Fuchs ist „das Bild einer Person, die sich um jeden Preis aus den Verhältnissen, die ihr augenblickliches Wohlsein, aber doch im Grunde nur Gefangenschaft eingetragen haben, losmachen, die das Abstreifen aller Umstände, welche sie in dieser Gefangenschaft festhalten, mit Sehnsucht erwarten muß.“ Horaz spricht dem Mäcenás gegenüber mehr als klar, spricht in einer Weise, die diesen mit maßlosem Staunen erfüllen muß. Horaz kann sich darauf berufen, daß er bei aller Freiheit des Verkehrs (s. zu O. II, 17) niemals die Bescheidenheit gegenüber von Mäcenás verleugnet, nie den Emporkömmling gespielt habe, der seine frühere Lage vergessen, sondern daß er im Umgang auch mit den höchsten Kreisen sich immer als einen „kleinen Mann“ gefühlt und gehalten habe; aber Mäcenás kann auch annehmen, daß Horaz sich in seine verhältnismäßig unabhängige Stellung als Grundbesitzer, als wohlhabender Mann (s. V. 15) so hineingelebt habe, sich so glücklich in seinem Besitze fühle (s. O. II, 8, 14. Ep. I, 16, 1—16 u. a.), daß ihm der Gedanke eines Verzichts darauf ganz unmöglich sei. Und nun, in poetischer Form, die zugleich bestimmt war, sei es alsbald oder später wie ein Manifest aller Welt zu Gesicht zu kommen, Worte wie: *cuncta resigno; nec otia divitiis Arabum liberrima muto; inspice, si possum donata reponere laetus; magis apta tibi tua dona relinquam*, und zum Schluß: *mihi jam non regia Roma placet!* Wievieles muß zusammengekommen sein, um Horaz, der doch Mäcenás alles verdankte, was ihm über seine gedrückte Lage hinweghalf (s. Ep. II, 2, 49 ff.), zu solchen Aussprüchen zu bringen! welche Summe von seither verhaltenen Empfindungen und Erfahrungen, von Bitterkeit, von verletztem Selbstgefühl, von Sehnsucht nach der Wiederkehr anderer Verhältnisse hat diese Stimmung zuwegegebracht!

Und damit noch nicht genug! Das die vorausgehende Ausführung zusammenfassende *jam non* wird in einer dritten unmittelbar folgenden Anekdote illustriert, die zeigen soll, daß für

Horaz eine Grenze erreicht, eine Krisis eingetreten ist, bei der mit einemmal eine Umkehr nötig wird. Wenn Schütz hier sagt, Mäcenat erscheine in dieser Vergleichung in der ehrenvollsten Rolle, die ganze Komik falle auf Horaz, falls er einen für ihn unpassenden Maßstab anlegen wollte; fein sei insbesondere, wie er versichere, er werde das Landleben gerne aufgeben, um in der Stadt sein früheres Leben wieder zu beginnen, so ist diese Auffassung entschieden schief. Einmal sagt er das letztere nicht, wenn er doch V. 10 ff., statt nach Rom zurückzukommen, eine weitere Abwesenheit von Rom für ein Halbjahr mindestens ankündigt; und sodann ist übersehen, wie Mäcenat und Philippus, Horaz und Voltejus bei aller durchsichtigen Ähnlichkeit sich doch nicht decken. Das Feine ist gerade die Unähnlichkeit der Personen und Situationen neben der durchscheinenden Vergleichung. Wollte man die Ähnlichkeit zu weit treiben, so käme im Gegenteil Mäcenat schlecht weg, denn V. 78 *videt ridetque Philippus, et sibi dum requiem, dum risus undique quaerit* würde auf Mäcenat angewandt bei diesem mehr das Bedachtsein auf den eigenen Spaß, als Interesse für das wahre Wohl des Günstlings andeuten. Absichtlich hat Horaz in Voltejus einen Städter aufgestellt, der in einen Landmann verwandelt auf dem Land seine Rechnung nicht findet, und dem es erst in der Stadt wieder wohl werden kann, während er selbst das Bestreben hat, aus dem unruhigen, betäubenden Stadtleben in die Ruhe des Landlebens zurückzukommen, die er im Andenken an seine Kindheit besser nie verlassen hätte.

Im übrigen ist nun über die ganze Erzählung ein Hauch des Humors ausgegossen wie über die besten derartigen Erzählungen in den Satiren, z. B. I, 5, 9 ff. 50 ff. 7. 8. 9. II, 6, 78 ff. 8. Z. B. die dem Philippus angenehm in die Augen fallende Behäbigkeit des Mannes in der Barbierbude, die Überraschung, welche dem Philippus die Ablehnung seiner Einladung bereitet, und der Überfall, den er dann gegen Mena ausführt; die Naivität, mit welcher der letztere die neue Einladung annimmt, *ut libet*, und dann sich beim Essen benimmt, wo er alles, *dicenda, tacenda* heraussagt, was ihm einfällt, und zuletzt fortgeschickt werden muß, weil er, einmal da, nicht dazu kommt aufzubrechen; seine allmähliche Gewöhnung an das neue Leben und das erste Behagen bei der vollzogenen Verwandlung; dann der Umschlag der Stimmung und der Durchbruch der Überzeugung, daß er ein verlorener Mann sei, wenn

er nicht umkehre, wo er mitten in der Nacht seinen Gaul aus dem Stalle zieht und spornstreichs nach Rom eilt — das alles ist mit so unmittelbarer Frische und Naturwahrheit gegeben, daß man fast darüber vergessen könnte, wie es sich um ein ernstes Interesse für unsern Dichter selbst handelt, bis die drei letzten Verse als Moral der Fabel mit ihrem tiefen Ernst uns wieder daran erinnern. Wir sehen sonst öfters, wie Horaz auch ernste Fragen heiter ausklingen läßt, z. B. S. I, 4. II, 1. 6. Ep. I, 1; hier schließt er im Gegenteil, weil ihm das Herz voll ist von der tiefgehenden Bedeutung dessen, was er dem Gönner und Freund sagen muß, im Ton des Ernstes.

Aber gerade die sichere Ruhe, mit der Horaz seinen Gegenstand im ganzen anfaßte und durchführte, in einem Augenblick, wo für ihn eine seit mehr als einem Jahrzehnt ihm lieb und fast unentbehrlich gewordene Existenz auf dem Spiele stand, wo er in Gefahr war, von dem, dem er alles verdankte, als undankbar und rücksichtslos bei Seite geworfen oder mindestens verkannt zu werden, gerade diese Ruhe mußte den bedeutendsten Eindruck, einen versöhnenden hervorbringen, und Mäcenat hat sich soweit überwunden, daß er Horaz gewähren ließ und lieb behielt.

8.

(cfr. »Studien« p. 66. 74).

Wenn, wie wahrscheinlich, der Adressat identisch ist mit dem I, 3, 15 erwähnten Celsus, so muß der eine Brief zum Verständnis des andern benützt werden: wir sehen aus 8, daß Horaz zu dem Adressaten so stand, daß die Mahnungen in 3 nicht von pedantischer Kritik eingegeben, sondern humoristisch gemeint, höchstens mit etwas gutmütiger Ironie gemischt waren. In unserem Brief bespricht Horaz vor allem persönliche Angelegenheiten, über die er sich nicht jedermann gegenüber ausspräche, und zwar auch in einem Ton, den er nicht jedermann gegenüber anschlüge, sondern nur gegenüber einem vertrauten Freund.

Horaz weiß, daß Celsus dringend Antwort, Auskunft über sein Befinden erwartet, vielleicht weil er von irgend einem abnormen Zustand gehört, und so geht der Dichter nach dem ersten Gruß auch darauf ein und giebt einen Bericht, nach welchem man ihn für möglichst weit heruntergekommen, körperlich und geistig oder gemütlich durchaus erschöpft halten soll. Und doch ist der ganze Ton nicht einmal der des eigentlichen Hypochonders, der von der Wirklichkeit aller seiner

Beschwerden fest überzeugt einen Zweifel daran gar nicht aufkommen läßt, im Gegenteil immer neue Leiden aufzuführen bereit ist, wenn die zuerst genannten noch nicht genügend seinen Zustand zu beweisen vermöchten; sondern vielmehr der eines Hypochonders, der in gewissen Momenten selbst noch über seinen Zustand lächeln und damit an seinem Bestehen oder wenigstens an seiner Gefährlichkeit zweifeln kann. Der wie S. II, 3, 19 etwas komische Gebrauch von *minari* = prahlerisch verheißen, das Räsonnieren über die Gründe des *nec recte nec suaviter vivere* d. h. eines weder objektiv den Anforderungen der Vernunft, noch subjektiv dem eigenen Wohlbehagen entsprechenden Lebens, „nicht weil etwa der Hagel mir den Weinstock zusammengeschlagen, oder die Hitze den Ölbaum verbrannt hätte, noch weil meine Herde auf weit ausgedehnten Triften dahinsiechte,“ während jedermann weiß, daß solch ein Schaden Horaz gar nicht treffen kann, und dann die Schilderung seines augenblicklichen Zustandes (es ist mehr ein gemütliches als ein körperliches Unbehagen, er ärgert sich über sich selbst, wenn er thut, was er nicht thun sollte, läßt, was er sollte, ärgert sich über die Freunde und Ärzte, die ihm helfen wollen, aus seiner Lethargie sich aufzuraffen, welche er selbst als unheilvoll erkannt, weiß selbst nicht, was er will und was er nicht will) — das alles zeigt, daß Horaz bei aller Verstimmtheit und Angegriffenheit der Humor noch nicht ausgegangen ist, daß er über sich selbst noch zu reflektieren und zu scherzen vermag, und daß er sich also wohl auch wieder herausreißen wird.

Von da aus ergibt sich aber auch von selbst, daß der Schluß des Briefs nicht als eine ernstliche, sittenrichterliche Warnung vor Hochmut anzusehen ist, als ob Celsus nach der Wahrnehmung oder Befürchtung des Horaz in diesen Fehler verfallen oder demselben nahe wäre, sondern dem vorher angeschlagenen Tone gemäß als Humor, wie schon Döderlein richtig bemerkt: nun, nun, wo will denn das noch hinaus mit dir?! Werde mir nur nicht übermütig, bleibe fein der alte gegen mich und die alten Freunde!

9.

Ein gewisser Septimius, über dessen Persönlichkeit wir uns hier nicht weiter zu orientieren brauchen, hat Horaz dringend um Verwendung bei Tiberius Claudius Nero zum Behuf der Aufnahme in seine Cohors gebeten. Wenn Horaz, wie man

ihm aufs Wort glauben darf, sich lange dagegen gesträubt hat, so geschah das nicht aus persönlicher Abneigung gegen Tiber, zu der er nach allen Zeugnissen über dessen damalige Haltung keinen Grund gehabt hätte, sondern aus der ihm eigenen, von alten Zeiten nachwirkenden, auch im Verhältnis zu Augustus nie ganz verwundenen Scheu gegenüber den höchsten Kreisen: der Plebejer, der unabhängige Mann regt sich in ihm, der nichts persönlicher Gunst verdanken möchte, derselbe Zwiespalt, der überhaupt nach meiner Auffassung seine letzten Jahre getrübt hat. Wenn er nun aber doch dem Drängen des jüngeren Freundes nachgiebt, wie kommt er damit zurecht? Durch seinen Humor, dessen lebenswürdige Kraft auch Tiber fühlen muß.

Während Horaz wohl wissen kann, daß eine Empfehlung von seiner Seite bei dem die Litteratur und besonders die Dichtung begünstigenden Tiberius viel ausmachen wird, stellt er sich, als dächte er aus lauter Bescheidenheit gar nicht an irgend einen Einfluß bei Tiber, und als wäre es eine Einbildung des Septimius, der glaubte, die Sache besser beurteilen zu können. Zweitens aber sagt er, da er nun einmal, um sich nicht dem Vorwurf der Ungefälligkeit und Bequemlichkeit auszusetzen, sich entschlossen habe etwas für den Freund zu thun, so wolle er, einmal im Zug, lieber auch gleich recht unverschämt sein (*frontis ad urbanae descendi praemia* wörtlicher = ich entschieße mich — Perf. des Briefstils — zu dem Lohn, der in einer frechen Stirne liegt d. h. zu dem Streben darnach; *frontis* ist Gen. subj., nicht obj., denn für die wirkliche Erreichung des Lohns kann ja Horaz keine Gewähr haben; ungewöhnlich kühn ist der Ausdruck jedenfalls, wie eben der Humor redet, cfr. „Studien“ p. 69). Horaz neckt einerseits den Septimius mit seinem Besserwissen und parodiert andererseits sich selbst mit seiner Unverschämtheit, für die er nach V. 12 erst noch eine Anerkennung von seiten Tibers zu erwarten sich den Anschein giebt.

10.

Die Interpunktion in den ersten Versen bietet jetzt in den Ausgaben keine großen Unterschiede mehr. Die Hauptsache ist, daß man hinter *adnuimus pariter* den Satz abschließt und nicht in *adnuere* die Andeutung des Nickens der Tauben findet. Wenn das auch an sich hübsch und komisch wäre, so würden doch zwei Vorstellungen, von den Zwillingsbrüdern und dem Taubenpaar, in störender Weise durcheinandergeworfen, und

negare ebenfalls als Gebärde, etwa des Kopfschüttelns, paßt ja für die Tauben gar nicht. Außerdem setze ich hinter *amatores* nicht bloß ein Komma, sondern ein Punktum, so daß in *hac re scilicet una dissimiles* und *at cetera paene gemelli* als parallele subordinierte Glieder dem folgenden Hauptsatz vorangehen.

Von einem Brief an *Aristius Fuscus*, den wir von S. I, 9 und O. I, 22 her kennen, kann man den Ton der Intimität und des Scherzes fast sicher erwarten, und der letztere bricht auch in der anmutigsten Weise immer wieder durch den ernsteren Inhalt hindurch. In I, 7 hat sich Horaz bei seiner Neigung zur Entfernung von Rom mit den Ansprüchen, die *Mäcen*as an ihn macht, auseinanderzusetzen; daß aber auch andere, denen er nicht dieselbe Rücksicht schuldig ist, sich beklagen und ihn häufiger oder dauernd in Rom zu haben wünschen, sehen wir aus unserem Briefe, der ohne Zweifel als Antwort auf eine Mahnung zur Rückkehr nach Rom anzusehen ist.

In V. 6 ff. *ego laudo ruris amoeni* etc. ist der Ton der Idylle zu beachten. *Vivo et regno* = ich fange erst an zu leben und fühle mich wie ein König, wobei man nicht an die stoische Lehre vom Weisen, der der wahre König sei, zu denken hat; erst mit *naturae convenienter vivere* kommt eine philosophische Reminiscenz herein. Heiter ist die Vorstellung von des Priesters Sklaven, der aus Verzweiflung davongeht, weil er immer etwas essen muß, das ein anderer sich als Leckerbissen ersehnt. *Ponendaeque* — *primum* knüpft an den philosophischen Satz *vivere* — *oportet* in philisterhafter Weise die Frage nach dem besten Bauplatz für das neu zu errichtende Gebäude, und als solcher wird nun das Land genannt. Hier ist auffallend *est ubi plus tepeant hiemes?* Die allgemeine Vorstellung ist doch, daß wie der Landaufenthalt im Sommer, so der Aufenthalt in der Stadt im Winter angenehmer sei. S. II, 3, 10 *si vacuum tepido cepisset villula tecto* läßt sich, auch wenn man annehmen wollte, sein eigenes Landhaus sei besonders warm gelegen oder gebaut gewesen, nicht recht hieher ziehen, weil die Behauptung V. 15 eine allgemeine ist, und auch weil Horaz ja I, 7, 10 es doch für gut findet, dem Winter dort auszuweichen. So erscheint mir diese Frage V. 15 wieder als eine der dreisten Behauptungen des Humors, die den Hörer verblüffen sollen, die aber sogleich dahinfallen und zurückgezogen werden, wenn dieser das Unrichtige, Übertreibende darin entdeckt (s. zu S. I, 4 p. 30).

u ff.). In ubi gratior — acutum ist ein gewisser pathetischer Ton angeschlagen, wie in V. 21 wieder der der Idylle.

Wie hängt nun, nachdem bis V. 25 die äußeren Annehmlichkeiten des Landes dargestellt sind, das folgende damit zusammen? Das Landleben ist abgesehen von seinen Reizen, denen ja auch der eingefleischte Städter nicht widerstehen kann, indem er zum Zeugnis für sein Bedürfnis ländliches Wesen künstlich mitten in die Stadt hineinzuschmuggeln sucht, auch in sittlicher Beziehung die Schule der Natürlichkeit, Einfachheit, Unabhängigkeit und damit Zufriedenheit. Wer Wahrheit und Irrtum in Betreff des wahren Lebensglücks nicht zu unterscheiden weiß, wer also z. B. an den Genüssen und dem Glanz, an der Unterhaltung und dem Reichtum, wie sie die Stadt vorzugsweise darbietet, zu sehr hängt, kommt sicher zu empfindlichem Schaden; jede Veränderung, die ja so leicht im Leben vorkommt, wird ihn erschüttern. Besser also ist es, überhaupt die großen Verhältnisse der Stadt zu vermeiden (V. 32 magna der Gegensatz zu parvum parva decent I, 7, 44); unter dem Dach des armen Landmanns kann man glücklicher sein als in einem Königspalast. Die Anekdote vom Pferd, das im Kampf gegen den Hirsch den Menschen zu Hilfe ruft, die Hilfe auch erhält, darauf sich als übermütiger Sieger gebärdet (so ist victor violens vollständig gerechtfertigt) und doch für immer seine Freiheit an den Menschen verliert, soll zeigen, wie das Leben in der Stadt mit allen den Bedürfnissen, die es erzeugt, mit dem Streben nach Reichtum, das es nach sich zieht, der wahren Freiheit verlustig macht: das Geld, das der Städter im Wettkampf mit andern, die er aus dem Felde schlägt, erringt, wird sein unbarmherziger Herr (Horaz hat die überlieferte Fabel zu seinen Zwecken etwas verändert: Hirsch und Pferd erscheinen ursprünglich im gemeinsamen friedlichen Gebrauch der Weide, das Pferd sucht nun aus Eigennutz und Habgier den gleichberechtigten Genossen zu verdrängen, wird aber gerade dadurch zum Sklaven). Und weiter ein Beispiel aus dem täglichen Leben: wem seine Lage nicht paßt, wer sich mit dem, was er hat, nicht zu begnügen weiß (nicht: wer sich in einer Lage befindet, die für ihn nicht paßt), dem geht es wie einem Menschen, dem sein Schuh nicht recht sitzt: ist er zu groß, so bringt er zu Fall; ist er zu klein, so drückt er. Bloß wer sich genügen läßt an dem, das da ist (cfr. Hebräerbrief 13, 5), kann glücklich sein.

Wieweit Horaz Grund hatte, gerade Aristius Fuscus gegen-

über am Schluß des Briefs den Ton der Paränese in Betreff des Hängens am Geld anzuschlagen, wissen wir nicht zu sagen; aber die Sache ist unverkennbar, und Horaz sucht sie dadurch zu mildern, daß er Aristius das Recht zuweist, auch ihm im gleichen Fall Bemerkungen zu machen. Die Vergleichung des Geldes mit einem Tier, das den Menschen am Strick führt, statt von ihm geführt zu werden, also ein Bild aus der verkehrten Welt, soll den Brief, ähnlich wie der Scherz am Ende von I, 1, in heiterer Weise abschließen, und ebenso der Ausdruck herzlichen Vermissens des Freundes in seiner ländlichen Muße, worauf auch die sicher scherzhafte Deutung des Namens Vacuna hinweist.

11.

Zur richtigen Auffassung der Situation, die unserem Briefe zu Grund liegt, gehört die Entscheidung der Frage, ob Bullatius noch auf Reisen, und der Brief also ihm nachgeschickt, oder für den Augenblick nach Italien zurückgekehrt, aber aufs neue unzufrieden und wieder mit Reiseplänen beschäftigt zu denken sei. Gründe lassen sich für beides anführen; insbesondere scheint für die noch andauernde Abwesenheit die Energie zu sprechen, mit der er sagt, daß er die Seinen vergessen und sich von ihnen vergessen lassen möchte, und bei der man sich nicht recht vorstellen könnte, daß und warum er dann doch zurückgekehrt sein sollte. Gehen wir aber dem einzelnen nach!

Quid tibi visa Chios = wie hat dir Chios gefallen? Das Perfektum scheint eher eine Frage nach beendigter Reise zu sein, wiewohl man, auch solange sie noch fort dauert, das Perfekt setzen kann unter der Voraussetzung, daß der Reisende die genannten Orte schon hinter sich habe (*majora minorave fama*, wie man statt *minorane* lesen will, kann man nur dann recht verstehen, wenn man hinter Colophon ein Fragezeichen setzt, hinter *fama* aber wegläßt, so daß *majora* und *minora* deutlich mit *cuncta* zusammenhängt; es müßte ja sonst auch *maiores minoresne fama* heißen. Also: ist alles, was durch seinen Ruf größer oder kleiner dasteht, doch gemein gegenüber von Rom? Für *ve* könnte dann allerdings auch *sive*, *sive* stehen. Immerhin aber glaube ich, daß das Schillersche: „ich bin besser als mein Ruf“ an unsere Stelle anknüpft). V. 5 an *venit* als Präsens paßt besser, wenn Bullatius noch in Asien ist; sonst müßte man annehmen, daß er schon wieder mit Reiseprojekten beschäftigt

jetzt an Pergamum u. dgl. denke. An Lebedum laudas? dieses Präsens entscheidet die Frage nicht, denn loben kann einen Ort, wer dort gewesen ist sogut als wer sich dort noch aufhält. Daß nun die folgenden Verse 7—10 nicht Fortsetzung der Gedanken des Horaz, sondern Antwort von Bullatius sind, wird kaum mehr bestritten werden; die Frage ist nur, ob Horaz hier wie öfters in den Satiren einen Dialog durchführen oder ein mehr oder weniger wörtliches Citat, sei es aus einem Brief oder aus mündlichen Äußerungen des Bullatius, anbringen will, und das letztere ist mir wahrscheinlicher. Vellem aber scheint als *Conjunct. potent.* der Vergangenheit = ich hätte leben mögen, eher auf eine abgeschlossene Sache hinzuweisen. In dem pathetisch gesteigerten Neptunum — *furentem* eine Andeutung politischer Stürme zu sehen und B. deshalb als politisch mißvergnügten Republikaner zu betrachten, möchte zu weit gehen; V. 9 weist eher auf Privatdifferenzen mit der Familie hin. Die Verse 11—19 mit ihren praktischen und halbkomischen Beispielen geben wieder für keine der beiden Auffassungen etwas Bestimmtes an die Hand; dagegen scheint nun V. 21 *Romae laudetur Samos* in Verbindung mit V. 29 *hic est* fast mit Notwendigkeit darauf hinzuführen, daß B. gerade in Rom ist. Der Sinn, der in dem ganzen Schluß hervortritt, ist ja nicht: suche dein Glück nicht bald da, bald dort durch einen Wechsel des Orts, sondern fixiere dich irgendwo, und sei überzeugt, daß du, wo du dann auch sein magst, es in dir finden mußt; vielmehr der: du brauchst, um das Glück zu finden, nicht übers Meer zu eilen, nicht Schiff und Viergespann in Bewegung zu setzen, es ist überall da, wo du bist, wenn du der rechte Mann dazu bist. *Hic est* kann kaum heißen: ist da, wo du gerade bist, auch auswärts, an jedem beliebigen Ort; man könnte dafür *istic est* erwarten, das aber bloß in engster Zusammenbeziehung mit *animus si te non deficit aequus* einen Sinn gäbe, und statt *Ulubrae* sollte dann *Lebedos* oder eine unbedeutende Ortschaft der Fremde genannt sein. *Hic est* heißt: hier, wo wir sind, sei es nun in Rom, oder überhaupt in der Heimat, in Italien, wobei sich dann noch fragen ließe, ob B. in Rom, Horaz auf seinem Gute zu denken sei, wie Schütz meint. Das ist aber deshalb nicht nötig: eine solche poetische Epistel kann der Verfasser auch am gleichen Orte wohnend aussenden.

Daß diese wohlgemeinte Auseinandersetzung mit einem unzufriedenen, blasierten Kopfe, der eigentlich überall nur sich

selbst und seinem Mißmut zu entgehen trachtet, ganz und gar von einem in sich vergnügten, dem Adressaten überlegenen Humor durchzogen ist, leuchtet ein.

12.

Der Name des Iccius erweckt die heitere Reminiscenz an O. I, 29, eines der gelungensten komischen Gedichte des Horaz, und unsere Epistel steht jener Ode nicht nach. Iccius aus dem Feldzug zurückgekehrt, oder auch gar nicht mitgegangen, ist in einer neuen Stellung als Verwalter auf den Gütern des Agrippa in Sicilien, aber statt in seinem Beruf aufzugehen, wieder mit philosophischen Spekulationen beschäftigt und wieder unzufrieden, wieder unglücklich. Das zu wissen ist für Horaz Anlaß genug, den jüngeren Freund aufzuziehen und mit gutmütigem Scherz und Spott zu seiner Heilung beizutragen.

Wenn du richtig, d. h. vernünftig die Früchte des Agrippa, die dir ja auch zu eigenem Genuß dargeboten sind, genießest, sagt er, so kann kein Gott dich reicher machen; laß das Klagen; arm ist ja nicht, wer hat, was er braucht. Es ist boshaft, wenn er dem mit den höchsten philosophischen Problemen beschäftigten Mann gegenüber sich den Anschein giebt, als wüßte er, Horaz, nichts Höheres als körperliches Wohlsein und empfehle ihm die gleiche Maxime. Horaz spielt mit Absicht und wie in vollem Ernst auch hier den Epicuri de grege porcus, der etwas anderes gar nicht begreift. Wenn du aber die Güter des Lebens, die dir doch zu Gebot stehen, verschmähend von Gras und Brennesseln lebst, so wird es dabei bleiben, selbst wenn ein Glücksbach dich mit Gold überzöge, entweder wegen des in dir liegenden Lasters des Geizes, oder — wegen deiner erhabenen philosophischen Grundsätze.

Bei dem letzten Punkt hält er nun den Iccius fest: er ist wieder Philosoph geworden oder Philosoph geblieben wie O. I, 29, und nun geht die ganze übermütige Laune des Humoristen über den armen Iccius los (cfr. z. B. S. II, 3. die Behandlung des Damasippus): mit Demokrit muß er sich vergleichen lassen, dem während seiner tiefsinnigen Spekulationen, in denen er wie „entkörpern in weiter Ferne“ ist, das Vieh das Gütchen abfrißt, von welchem er leben soll; ja mehr ist er als Demokrit, wenn er von dem Aussatz, der ansteckenden Krankheit eines rein merkantilischen, auf Kauf und Verkauf, Gewinn und Verlust bedachten Lebens umgeben nur für die sublimsten Fragen

der Philosophie Geschmack hat! Statt nun aber diese höchsten Fragen auf dem Gebiet zu suchen, wo Horaz selbst sie fand und wo auch Iccius sie gesucht zu haben scheint, der nach O. I, 29 zur Socratica domus gehörte, d. h. in der praktischen Philosophie, schiebt Horaz mit deutlicher Ironie ihm unter, daß er sich mit den Problemen der Naturphilosophie abgebe, a qua usque ad Socratem numeri motusque tractabantur, et unde omnia orerentur quove reciderent; studioseque ab iis siderum magnitudines, intervalla, cursus anquirebantur et cuncta caelestia. Socrates autem primus philosophiam devocavit e caelo et in urbibus collocavit et in domus etiam introduxit et coegit de vita et moribus rebusque bonis et malis quaerere. (Cfr. den Gesang des Jopas in Virgil, Än. I, 742 ff.: hic canit errantem lunam solisque labores etc.). Das erreicht seinen Höhepunkt, indem er Iccius gleichsam als Schiedsrichter zwischen den verschiedenen philosophischen Systemen hinstellt, als deren Repräsentanten der alte Empedokles und der auch S. II, 3 als der achte der Weisen verhöhnte Stertinius genannt werden, die doch „alle beide Narren“ sind.

Übrigens ob du nun, fährt er fort, Fische, d. h. lebende Wesen, oder Lauch und Zwiebeln vertilgst, d. h. in deiner Lebensweise dem einen oder dem andern philosophischen System huldigst, einen praktischen Rat will ich dir noch geben, der mehr taugt als das alles: halte dich an Pompejus Grosphus, den sicilischen Grundbesitzer (O. II, 6), von dessen Freundschaft du viel profitieren kannst. Als Handelsmann muß du ja wissen, daß für einen guten Freund kein Preis (annona = Marktpreis) zu hoch ist. Und dann giebt er noch dem ohne Zweifel vom Verkehr etwas abgelegenen und auch darüber sich beklagenden Freund einige Neuigkeiten zum Besten — kurz, ein durchaus lebenswürdiger Brief, voll des glücklichsten Scherzes.

13.

(cfr. »Studien« p. 62).

Die zu Grund liegende Situation ist wohl diese: Vinius Asella, von dem Dichter schon vorher ausführlich für seine Sendung an Augustus instruiert, erhält hier vor seiner Abreise nochmals eine schriftliche Instruktion, die aber als solche auch in die Öffentlichkeit kommen kann und für diese bestimmt ist. Daß Horaz dabei das Interesse hat, wenn er sich entschließt, seine Gedichte oder einen Teil derselben Augustus zu über-

senden, jeden Schein der Aufdringlichkeit zu vermeiden, um nicht zu den vielen gerechnet zu werden, die ihren Geistesprodukten und besonders ihren Dichtungen durch Annahme bei dem Hof eine höhere Weihe zu geben suchten, daß er, worauf ich auch „Studien“ p. 86 hingewiesen, Augustus gegenüber immer eine gewisse Zurückhaltung beobachtet hat, mag hier als nebensächlich nur berührt werden; die Hauptsache ist für uns, wie er seine schriftliche Instruktion durchführt.

Als gewöhnlicher Bote erscheint Vinius am Anfang des Briefs: er soll seine Rollen abliefern nur, wenn Augustus wohl, wenn er in guter Stimmung ist und auf die Nachricht, daß Vinius von Horaz kommt, darnach fragt; in keiner Weise soll er durch übergroßen Eifer einen ungeschickten Eindruck machen. Ja, wenn die Last ihm unterwegs zu groß würde, soll er sie lieber wegwerfen, als daß er, am Ziele angelangt — „unbändig mit dem Packsattel anstoße, den Namen seines Vaters Asina lächerlich mache und zum Stadtgespräch werde“. Was ist das? Da steht ja auf einmal statt des menschlichen Boten Vinius ein Esel mit dem Packsattel vor uns, der sich an den Wänden reibt und so sich seiner Last zu entledigen sucht?

In V. 10 bleibt es unentschieden, ob der Mensch, ob das Tier gemeint ist, der Ausdruck paßt für beide. In V. 11 aber tritt der Mensch wieder hervor und erhält Verhaltensmaßregeln, wie er anständig das Geschenk tragen und überreichen soll, oder vielmehr wie er es nicht machen soll, mit Anspielung auf bekannte komische Theaterfiguren, deren Reiz für Augustus Horaz kannte. Ist unser Brief eine nachträgliche schriftliche Instruktion, so kann sic V. 12 nicht *δεικτικῶς* zu nehmen sein, weil ja Horaz es dem Boten nicht mehr vormachen kann; sic ne kann stehen, weil hier Folge und Absicht zusammentreffen, so gut als z. B. Ep. II, 3, 151 f. *ita* und *sic ne* gebraucht sind. V. 16 ist neu mindestens nicht nötig, und *ne* am besten mit *oratus sc. a me* zu verbinden. Ist bis dahin an den Menschen gedacht, so scheint mir in *cave ne titubes mandataque frangas* das Bild des Esels wieder hervortreten, wobei dann zugleich von den *carmina* als Rollen abgesehen und die dem Packsattel anvertraute Last als zerbrechliche Ware gedacht ist.

Schütz nennt das „einen nicht eben feinen Spaß, den der gute Vinius sich hat gefallen lassen müssen“. Das Urteil möchte wohl richtig sein, man könnte sagen, dieser Wechsel zwischen Mensch und Tier sei unnatürlich, erzwungen, nicht eigentlich

witzig, wenn man die Sache nicht mit der Neigung des Humors zu solchen Tollheiten zu verbinden wüßte. Fr. Vischer sagt in seiner Schrift „Über das Erhabene und Komische“ p. 216: „besonders liebt es der Humor, in Verbindung mit dem Grotesken phantastisch aufzutreten. Spielt er überhaupt als unendliche Willkür mit der Welt, so wird er auch gerne die Erscheinung, die Gestalt in eine Art von Wahnsinn hineinziehen und ihre festen Umrisse zu einem wilden Taumel auflösen. Die Tiergestalt wird mit der Menschengestalt vermischt, das Leben mit dem Unorganischen Schon die alte Komödie kannte diese phantastische Verwirrung der körperlichen Welt; allein der romantischen und modernen Anschauung liegt sie noch viel näher, da diese die gesamte Natur als eine Verlarvung des Geistes ansieht, der jeden Augenblick diese Hülle durchbrechen und die Gestalten wechseln kann.“ Ist es nicht interessant, daß wir bei unserem, dem modernen Humor verwandten Horaz (wie in O. II, 20?) hier und Ep. I, 20 auch Züge dieser Art finden?

14.

(cfr. »Studien« p. 66. 80).

Man braucht nicht anzunehmen, daß Horaz diese Epistel seinem vilicus gewidmet habe, das ist bloße Form; aber doch hat er ihn zum Gegenstand einer sinnigen, gemütlichen und teilweise heiteren Betrachtung gemacht, wie er auch sonst für die ihn umgebenden Personen, selbst seine Diener, ein persönliches und unter Umständen dichterisches Interesse hat.

Was die Personen, die ihn auf dem Lande umgeben, betrifft, so nennt er unter den wackern Nachbarn, die er abends zur Geselligkeit an seinem Herd vereinigt, namentlich Cervius, dem er die hübsche Fabel von der Stadtmaus und der Landmaus in den Mund legt, S. II, 6, 77. Am Faunusfeste mischt er sich unter die Dorfgemeinde, die zu Opfer und Schmaus auf dem herbstlichen Anger versammelt ist, und hat seine Freude an dem im Dreitakt die Erde stampfenden fossor, O. III, 18. Phidyle, die Bäurin oder das Landmädchen, ob nun persönlich oder kollektiv zu nehmen, ist ihm der Typus naiver Religiosität, O. III, 23.

Aber auch seine eigenen Hausgenossen und Diener spielen in seinen Gedichten eine gewisse Rolle, die vorherrschend einen gemütlichen Verkehr zwischen dem Herrn und ihnen aufweist.

Der Sklave Davus (ob das auch eine Fiktion sein mag, so darf die Zeichnung doch nicht zu weit vom Leben abstechen) hat das Recht, an den Saturnalien seinem Herrn allerhand Wahrheiten zu sagen, über welche dieser zuletzt allerdings erzürnt ist S. II, 7. Horaz freut sich, wie seine Freunde am eigenen Herd zu empfangen, so seine mutwilligen Haussklaven mit den Resten des Mahls zu füttern, S. II, 6. Diese Schilderung stimmt mit Epo. 2, 65 f., wenn da auch nicht speziell vom Horazischen Hause die Rede ist: *positosque vernas, ditis examen domus, circum renidentes laris*. Er scherzt anmutig mit seiner biedereren Schaffnerin, deren „verschanzte Weisheit“ am Neptunstage dem übermütigen Humor ihres Herrn zur Zielscheibe dient, O. III, 28. Er zeichnet in lieblichem Bilde sich und seinen Diener unter der dichten Weinlaube, beide mit Myrten bekränzt, O. I, 38, und noch O. IV, 11 giebt er eine hübsche Vorstellung von der allgemeinen, emsigen Geschäftigkeit seiner Leute bei der Vorbereitung zu einem Festtag: *cuncta festinat manus, huc et illuc cursitant mixtae pueris puellae*.

Und so wird denn auch sein *vilicus* zum Gegenstand seiner poetischen Darstellung, freilich mehr in derbsatirischer Weise und zu dem Zweck, nur in anderem Tone als sonst das Lob des Landlebens zu singen, sofern der Aufseher sich in der Einsamkeit des Landes langweilt und nach den Reizen, welche ihm die Stadt geboten, zurücksehnt. Man kann unsere Epistel mit I, 10 vergleichen, die Färbung ist aber eine ganz andere. Die Epistel bietet zugleich soviel Interessantes für die Lebensstellung und Denkweise unseres Horaz, daß ich länger dabei verweilen muß.

Der Ausgangspunkt ist, daß Horaz, unerwartet durch die Rücksicht auf die Trauer eines Freundes um den Verlust eines Bruders in Rom zurückgehalten, Sehnsucht nach dem Lande empfindet und seinen *vilicus* dort beneidet, während dieser seinerseits nach der Stadt zurückstrebt.

V. 1 wie hübsch der Ausdruck *mihi me reddentis agelli*, und doch wie schwer zu übersetzen! etwa: das mich immer erst wieder zum Herrn meiner selbst macht. *Habitatum quinque focus* = *quamquam habitatum* = obwohl es fünf Feuerstätten umschließt. Horaz thut humoristisch, als wäre das etwas sehr Großes, während der *vilicus* bei Vergleichung mit andern Gütern recht hat, das als eine kleine Parzelle anzusehen. Es fragt sich nur, ob hier vier (wenn man das Gut des Horaz

selbst als fünfte Feuerstätte rechnet) von Horaz unabhängige Häuser oder Höfe gemeint sein können, die etwa zu dem Dörfchen Mandela gehörten (Ep. I, 18, 105), und von denen als einer Teilgemeinde fünf wackere Hausväter, deren einer Horaz, mit Varia als der nächsten Stadt zu verkehren hätten. Aber Horaz sagt nicht, daß der *rugosus frigore pagus* fünf Höfe enthalte, sondern vielmehr sein *agellus*: die fünf Höfe sind Teile seines Gütchens, und so gewinnt die früher von Schütz vertretene, jetzt aber, wie er sagt, von ihm aufgegebene Ansicht für mich nach dem Wortlaut an Bedeutung, daß nämlich die *quinque boni patres* von Horaz abhängige Hörige, etwa wie Ofellus S. II, 2 frühere Besitzer des Bodens, jetzt *coloni* auf fremdem Eigentum gewesen. Das Gut könnte durch die Proskriptionen des Jahres 43, also etwa 20 Jahre vorher an Soldaten gekommen, von diesen an andere, mit der Zeit an Mäcenat verkauft und von ihm Horaz geschenkt sein, während die alten Eigentümer noch darauf saßen. Das Gut wäre dann größer, als man gewöhnlich annimmt, was aber auch mit S. II, 6 *auctius atque di melius fecere* übereinstimmt. Das alles sind Mutmaßungen, über die sich nicht entscheiden läßt, die aber doch innerhalb des Kreises der Möglichkeit und der damaligen Zeitverhältnisse liegen, und mit denen die Phantasie unwillkürlich in das Dunkel des Lebens unseres Dichters einzudringen sucht.

Mag man sich Horaz als noch so bedürfnislos vorstellen, er lebt doch bald in Rom, bald in Tibur, bald in Bajä oder Tarent oder Velia oder Salernum, und er kann sich an solche Orte (Ep. I, 7) sogar für viele Monate zurückziehen. Er übt Gastfreundschaft in großem Umfang, bei der er es, wenn auch als Mann in kleinen Verhältnissen auf Einfachheit bedacht (Ep. I, 5), doch an nichts, besonders nicht an einem guten Getränke fehlen läßt, um es seinen Gästen behaglich zu machen, und dazu gehören die nötigen Einkünfte, die bei ihm nicht so ärmlich gewesen sein können. Horaz sagt auch, wenn gleich er sich nie *dives* nennt: *tu me fecisti locupletem* (Ep. I, 7, 15). —

Schon die Aufstellung des Themas in V. 4 f.: „wir wollen uns darüber auseinandersetzen, ob ich tüchtiger mein Herz oder du das Land von Dornen reinigst, ob Horaz oder das Gut besser dabei fährt,“ hat in dieser pointierten Form etwas Überraschendes. Horaz will nun nachweisen, daß er in seinem Beruf seine Schuldigkeit besser thue als der Aufseher in dem seinigen, und daß das nicht von äußeren Umständen herrühre, sondern von innerer

Unbeständigkeit der Wünsche und darum Unzufriedenheit. Es ist dabei nur zu beachten, daß dieses Thema nicht rein durchgeführt ist: Horaz wirft dem Aufseher vor, daß er früher als Handlanger in der Stadt mit schüchternen Bitten nach dem Land zu kommen gewünscht habe, während er jetzt wieder nach den städtischen Ergötzlichkeiten niederer Sorte verlange; aber er selbst muß ja V. 32 zugestehen, daß in betreff seiner eigenen Neigungen und Freuden ein Wechsel vorgegangen sei: ihn, dem einst feine Gewänder und von Salben glänzende Haare anstanden, der auch ohne Geschenke sich der begehrlichen Cinara Liebe zu gewinnen wußte, der am hellen Tage im blinkenden Falerner sich gütlich that, freut jetzt ein einfaches Mahl und der Schlummer im Gras am Bach. Er schämt sich seines früheren spielenden Lebens nicht, aber er würde sich schämen, wenn er dem Spiel nicht ein Ende machte. Damit wird unmerklich das Thema hinübergespielt von der Unbeständigkeit der Wünsche und dem Neid auf die Lage des andern, den man thörichterweise als den begünstigteren ansieht, auf den inneren Wert der Bestrebungen, wo der eine in sinnlichem Genuß, der andere in der Veredlung seines Herzens und Einschränkung seiner Begierden sein Heil sucht. Dieser Wechsel des Themas, wobei Horaz aber mit V. 40 auf das frühere Thema zurücklenkt, verbreitet einige Unklarheit über den sonst so anziehenden Brief.

Im einzelnen mache ich noch auf folgende heitere Partien aufmerksam: V. 21 ff. die Schilderung der Genüsse der Hauptstadt, welche der Aufseher vermißt, erinnert an Stellen der Satiren. Dabei ist zu beachten, daß in *salias terrae gravis* jedenfalls das Bild nicht eines graziösen, sondern eines plumpen, dröhnenden Tanzes erweckt werden soll. V. 32—34 giebt sich Horaz in seiner früheren Haltung, seiner sorgfältigeren Kleidung, seiner Stellung zu Cinara (*bonae sub regno Cinarae* O. IV, 1) und seiner Trinklust dem Lächeln seiner Leser preis, ebenso wie in seiner jetzigen Bequemlichkeit, Behaglichkeit und leichten Geschäftigkeit zugleich.

Jedenfalls ist diese Epistel, die uns Horaz in seinem Glück auf dem Lande vorführt, ein Bild des empfindungsseligen Humors, mit dem er sich und die Welt um sich her betrachtet.

15.

Die Voraussetzung des Briefs ist, daß Horaz, statt wie früher öfters den Winter in Bajä zuzubringen, beabsichtigt nach Velia oder Salernum zu gehen und sich nun bei einem Bekannten, Numonius Vala, nach den dortigen Verhältnissen erkundigt.

Er thut dies einmal so, daß er, wie oft hervorgehoben worden ist, in der ersten Hälfte V. 1—25 einen einzigen monströsen Satz durchführt, der schon V. 2 in *nam mihi Bajas* von einer bis V. 13 dauernden Parenthese unterbrochen wird, und der dann nach Wiederaufnahme des Fadens in einer nach $2\frac{1}{2}$ Versen kommenden zweiten Parenthese wieder eine Unterbrechung findet, bis endlich der Abschluß kommt: *scribere te nobis, tibi nos accredere par est*.

Im ersten Teil erklärt Horaz, er sei von seinem Arzt von Bajä weggesprochen und zu einer Kaltwasserkur sogar mitten im Winter verurteilt, und bedauert, daß Bajä trotz dieser ärztlichen Auktorität ihn darum anfeinde, und daß die Kranken, die den Mut haben, Kopf und Magen mit kaltem Wasser zu behandeln, auch noch um die erst nicht sichere Möglichkeit des Gelingens der Kur beneidet werden. Das klingt alles schon von Anfang an heiter, schalkhaft. Bei *deversoria* wäre es ganz hübsch, wenn man an „Kneipen“ denken dürfte, die der Horazische Gaul von alter Gewöhnung her so gut kenne als sein Herr; aber da aus der weiteren Fortsetzung des Wegs doch nicht folgt, daß der Reiter in den seither besuchten Wirtshäusern nicht einkehren könne, so wird Döderlein Recht behalten, der *deversoria* = *deverticula* = Seitenwege erklärt. Dagegen ist *sed* V. 13 nicht zu beanstanden, wie Döderlein thut, als wäre es unlogisch = *nam* oder *enim* gesetzt. Das *dicere* des Reiters nämlich ist hier nicht als wirkliches, lautes Anreden des Pferdes zu denken, das allerdings möglich und auch komisch wäre, indem man ja im Affekt oft auch an Tiere hinspricht, als verstünden sie die menschliche Sprache; sondern als ärgerliches, kräftiges Handhaben des Zügels, das hier an die Stelle des Sprechens tritt, und im Gegensatz zu dieser Art von Sprache des Reiters steht dann das Hören des Pferdes mit dem Maul. Auch so ist die Gegenüberstellung durchaus komisch.

Ebenso launig ist nun die Ausführung V. 16 ff. über den Wein. Der Wein von Velia oder Salernum, sagt er, ist ihm

nicht gut genug: zu Haus unter Umständen mit einem vile Sabinum (s. O. I, 20) zufrieden, verlangt er auswärts etwas Besseres und scheint entschlossen, seinen Bedarf selbst mitzubringen, unter anderem um dadurch in stand gesetzt zu werden, dort sich ein Liebchen zu gewinnen. *Lucanae amicae* natürlich = einem lukanischen Liebchen, d. h. einer Lukanerin, die mein Liebchen werden soll, nicht einer Person, die er schon kannte. Er thut, etwa mit Beziehung auf S. I, 5, 82 oder II, 3, 325, als könnte er es nirgends, wohin er auch käme, aushalten, ohne auch in dieser Beziehung sich vorgesehen zu haben. V. 24: fett und gleich einem Phäaken will er von seiner Badereise zurückkommen.

An diese Bemerkung knüpft dann der zweite Teil des Briefs an, in welchem er sich mit Mänius auf Eine Linie stellt, dem ausgesprochenen Schmarotzer schlimmster Sorte. Er hat sein väterliches und mütterliches Vermögen „tapfer aufgefressen“ und wird nun ein höherer Spaßmacher, nicht ständig in einem und demselben Hause, an keine bestimmte Krippe gebunden, überall gefürchtet wegen seines losen Mauls, mit dem er, so lange er noch nicht gefrühstückt hat, Freund und Feind nicht in Ruhe läßt, also erst, wenn er satt ist, gemütlich wird; und doch ebenso überall gesucht wegen seiner guten Einfälle. Ich glaube nicht, daß man die Worte *perniciēs* — *avarō* noch einmal auf seine frühere Periode vor seiner Verarmung zu beziehen hat. Mit *avarō* hört der erste Satz auf, und *hic*, das nicht notwendig in *hinc* zu ändern ist, leitet nun die zwei unterschiedenen Punkte ein, in denen sich Horaz mit Mänius vergleicht. Hat er gerade nichts Besseres erwischen können, weder bei solchen, die ihm wohlwollen, noch bei solchen, die ihn fürchten, so verzehrt er ganze Schüsseln der gemeinsten Kost mit dem Heißhunger von drei Bären, und donnert zugleich gegen alle Schlemmer, die er mit glühenden Eisen gebrandmarkt wissen möchte, wie der Sittenprediger *Bestius* (daß *Bestius* selbst früher einmal anders gewesen, tritt nirgends hervor, und thäte auch nichts zur Sache; deshalb paßt *corrector* besser in den Zusammenhang als *correctus*). Hat er aber einen besseren Fang gemacht und gleich einem Eroberer alles in Rauch aufgehen lassen, dann spricht er, als ob es ganz natürlich wäre, um gewisser Leckerbissen willen sein Hab und Gut zu verzehren. Und nun die unverfrorene Anwendung auf Horaz: *nimirum hic ego sum*, so bin ich! Gesicherte, bescheidene Verhältnisse lobe ich, sobald mir die Mittel ausgehen; dann füge ich mich entschlossen in alles;

geht es mir aber besser, dann sehe ich alles Glück und alle Weisheit nur auf seiten der Reichen.

Häufig findet man den Gedanken Döderleins nachgeschrieben, daß Horaz in dieser Epistel den umgekehrten Heuchler spiele, indem er sich selbst schlechter mache als er sei. Das ist ganz richtig, aber wohlgemerkt in doppelter Beziehung, nicht bloß, sofern er sich Mänius, dem Lebemann und Schmarotzer, gleichstellt, sondern ebenso auch im ersten Teil hinsichtlich seiner Schreibweise. Jene Monstreperiode V. 1—25 läßt sich durchaus nicht, wie z. B. Schütz meint, „aus der Ungebundenheit des Briefstils ganz wohl erklären“. Wenn er dafür sich auf S. I, 7, 10—18. O. III, 11, 1 ff. 17, 2—5. IV, 4, 18—22 beruft, wozu sich etwa noch O. IV, 6, 9—24. 14, 17—22 fügen ließe, so ist doch in keiner Stelle die Sache soweit getrieben wie hier, und in den drei ersten Stellen ist gerade mit der langatmigen Ausspinnung ein komischer Effekt gesucht; in den pathetischen Oden des vierten Buchs sehe ich darin mehr eine beginnende Schwäche (cfr. Heft II, p. 121). Horaz hat Ep. I, 15 hinsichtlich des Stils bewußt eine Übertreibung gesucht, eine Selbstparodie ausgeübt, sogut als hinsichtlich seiner Gleichstellung mit Mänius.

Es fragt sich nur: wie kommt er denn dazu, und was will er damit? und darüber finde ich nichts bei den Erklärern. Ohne Veranlassung aber, sozusagen bloß um des Vergnügens willen, sich in dem der Wahrheit, die man in Anspruch nimmt, entgegengesetzten Sinne zu zeichnen, wird niemand so wie hier eine Selbstparodie begehen. Das setzt vielmehr voraus, daß man von der oder jener Seite um vermeintlicher Fehler willen angegriffen ist und nun darauf eingehend mit geflissentlicher Steigerung ein Bild von sich entwirft, wie es die Gegner eigentlich hinstellen möchten, und mit der Lächerlichkeit der Übertreibung, die jedermann als solche erkennen muß, der Sache die Spitze abbricht. Das ist ähnlich wie Epo. 11 (cfr. I, p. 115) und O. IV, 1 (cfr. II, p. 55). So glaube ich, daß Kunstkritiker, an deren Angriffen es Horaz nie gefehlt hat (s. Ep. I, 19, 35 ff.), derlei Bemerkungen über seine da und dort etwas nachlässige Form im sermo nicht sparten, und daß andererseits sein Verhältnis zu Mäcenä und andern Hochgestellten als heiteren Gesellschafters ihm manche Verkennung und manchen Tadel zuzog, ohne Zweifel gerade auch den, er sei nichts als ein höherer *scurra*. Horaz war eine Natur, die in ihrer Lebensweise einige

Verwandtschaft mit Sokrates hatte, der so einfach als möglich für sich lebend doch auch unter Umständen bei dem Gelage des Reichen seinen Mann stellen konnte, und, warum sollte man es nicht aussprechen dürfen? mit dem Apostel Paulus, der Phil. 4, 12 von sich sagt: ich kann beides, satt sein und hungrig sein, beides, übrig haben und Mangel leiden! Indem Horaz die ihm bekannten Vorwürfe der Gegner aufgreift und möglichst drastisch übertreibt, zieht er vielmehr die Lacher auf seine Seite und wendet die Ironie auf die Gegner.

16.

(cfr. »Studien« p. 104).

Diese Epistel scheint mir einen Adressaten anzudeuten, der, wiewohl in weltmännischer Weise mit optime Quinti angeredet, nicht sowohl zu den Freunden und Verehrern des Dichters zu rechnen ist als vielmehr zu den hämischen Gegnern. An eine Identität desselben mit Quintus Hirpinus O. II, 11 kann gar nicht gedacht werden. Der Adressat, nach V. 18 ff. ein reicher, von sich selbst eingenommener Mann, scheint, von der Geltung des Horaz in gewissen Kreisen unangenehm berührt und ohne Verständnis für das Glück, das derselbe im Besitz seines Gütchens genoß und das er oft genug ausgesprochen haben mag, in abfälliger, spöttischer Weise sich darüber geäußert und entschieden Horaz geärgert zu haben. Mehr als in irgend einer Epistel kommt nach dem feinen Spott V. 4—16 im weiteren Verlauf des Briefs ernstlicher Ärger und eigentliche Paränese zu Tage, und man erschwert sich das Verständnis des ganzen Tons und Inhalts, wenn man hier wie sonst oft aus den Dichtungen des Horaz alles persönliche, individuelle Leben wegnimmt, weil man allerdings nicht in der Lage ist, es im einzelnen zu beweisen.

Feiner Spott zuerst; denn nicht anders ist die Antwort anzusehen, die er auf die angenommenen Fragen nach der Beschaffenheit des Gutes giebt, ob es Ackerland oder Wiesenland sei, ob es vorzugsweise Obst- oder Olivenzucht oder Weinbau begünstige. Continui montes, ni etc. = eine Kette von Bergen, nur daß sie durch ein schattiges Thal geschieden sind, bedeutet nach der Schilderung eines Reisenden aus neuerer Zeit die beiden Ränder des Thals, die aus einiger Entfernung gesehen wie in Eine Linie zusammenfließen, wo man näher kommend überrascht ist, einen Thaleinschnitt zu finden. „Das Klima

müßtest du loben,“ ist nun das Erste, was Horaz anführt. Laudes und alle die folgenden Konjunktive ferant, juvet, dicas, die kaum zu entbehren sind, bedeuten den möglichen, denkbaren Fall und die dann unzweifelhaft eintretenden Folgen: „wenn gütige Sträucher rote Kornelkirschen und Pflaumen trügen, d. h. wenn du dich durch eigene Anschauung überzeugen müßtest, daß diese Produkte hier vorkommen, so müßtest du zugeben, das sei eine Gegend wie die von Tarent“. Dieser Satz ist nun offenbar eine absichtliche Übertreibung; denn Kornelkirschen, Pflaumen, Eicheln, lauter Produkte rauherer Gegenden und nicht mit Südfrüchten zu vergleichen, geben noch kein Recht zur Zusammenstellung mit dem üppigen Tarent. Die Luft nennt der Dichter, Kirschen und Pflaumen, von denen als Nahrungsmitteln man doch allein nicht leben kann, wenn man Horaz nicht für einen Vegetarianer erklären will, Eicheln, von denen seine Schweine sich nähren, kühlen Schatten und eine treffliche kalte Quelle, wie man sie weit und breit nicht findet — giebt er sich nicht, statt auf die Fragen des Quintius V. 2 f. zu antworten, vielmehr ironisch den Anschein, als lebte er von der Luft, vom Schatten, vom Wasser, und fragte nach gar nichts anderem? Das scheinbar eine freundschaftliche Teilnahme andeutende incolumem tibi me praestant V. 16 darf so wenig über diese Ironie täuschen als optime Quinti am Anfang.

Nachdem dieser nämlich mit seinen neugierigen Fragen abgewiesen ist, dreht Horaz geradezu den Stiel um und fängt an seinen Adressaten in einer Weise zu katechisieren, die nur aus einem gewissen Ärger zu erklären ist, wenn auch die Horaz nun einmal eigentümliche Art sinnlicher Schilderung und heiteren Scherzes nicht ganz wegfällt. Übrigens wird man zugeben können, daß, wenn auch das stark betonte tu V. 17 sich zunächst an Quintius richtet, und dieser durch den Versuch, sich an Horaz zu reiben, den Anlaß zu der ganzen folgenden Ausführung gegeben hat, doch nach und nach das angeredete Subjekt sich verallgemeinert und erweitert, und jeder gemeint ist, der, statt auf innere sittliche Unabhängigkeit und Wahrheit bedacht zu sein, sich mit dem äußeren Schein von Glück und mit Legalität statt Moralität begnügt. Das nämlich ist das durchgeführte Thema, bei dessen Verfolgung Horaz mehr als sonst die Lehren der Stoa bis in ihre letzten Konsequenzen adoptiert.

Du lebst richtig, vernünftig, sagt er, wenn du dich bemühst das zu sein, was die öffentliche Meinung von dir annimmt. Du

giltst in Rom für einen gesegneten, glücklichen Mann; aber frage dich, ob du dabei nicht dem Scheine huldigst, ob es dir nicht ergeht wie dem Fieberkranken, der sein Unwohlsein vor der Welt zu verbergen sucht, bis es bei Gelegenheit unwiderprechlich hervortritt. Und doch wärest du klug und bescheiden genug, nicht jedes Lob, das einem Ungenannten in deiner Gegenwart gespendet wird, ohne weiteres auf dich zu beziehen (V. 27 bis 29 Citat aus irgend einem Gedicht auf Augustus); aber so allgemeine Bezeichnungen wie „ein weiser, braver Mann“ läßt man sich nur gar zu gerne ohne Prüfung gefallen. Du wirst sagen: so gern als du! (nempe — ac tu also Einwurf des andern). Aber solange das sich bloß auf das Urteil der Menge bezieht, ist die Sache so prekär als die Gunst des Volks in politischer Beziehung. Du nimmst doch auch das Recht des von der öffentlichen Meinung unabhängigen Mannes in Anspruch, Verleumdungen, unwahre Bezichte gegen dich einfach nicht zu glauben und zurückzuweisen; warum die Schwäche, die günstige Nachrede für wahr zu halten? (V. 39 f. ziehe ich *medicandum* dem *mendacem* vor; man darf übrigens die scharf pointierte Stelle nicht zu sehr zergliedern, der Sinn ist klar: unbegründete Ehre wie lügnerische Nachrede verachtet der wahrhaft freie Mensch gleich sehr). Denn die Frage, wer ein tüchtiger Mann sei, wird im Sinn der Menge nach der äußeren Stellung beantwortet, wenn auch die nähere Umgebung Gelegenheit hat, die ganze innere Verworfenheit eines solchen Menschen zu erkennen (*introrsum turpem, speciosum pelle decora* vergleiche man mit den Wölfen im Schafskleid *Evang. Matth. 7, 15*). Und nicht mehr wert ist eine bloß negative Tugend, die in scharfen Strichen gezeichnet wird (*Sabellus* V. 49 auf den sabinischen Stamm als Muster unverdorbener Volkskraft zu beziehen, hat hier keine Berechtigung; Ähnliches geschieht etwa, wo von einer einzelnen Seite des Lebens die Rede ist, also *O. III, 6, 38* von der unverdrossenen Arbeitskraft und häuslichen Zucht, *5, 9* vom kriegerischen Wesen, *Epo. 2, 40 f.* von der ehelichen Treue und Sorglichkeit; aber nicht, wo von Sittlichkeit im allgemeinen gegenüber einem Scheinwesen; dagegen gewinnt die Stelle beim Rückblick auf die den Dichter herausfordernden hämischen Bemerkungen am Anfang eine besonders hübsche Bedeutung, wenn Horaz selbst der „kleine Sabiner“ ist, wie ihn spöttisch der oder jener wegen seiner Vorliebe für das Leben im Sabinischen und seiner kleinen Figur zugleich nennen mochte, eine Benennung,

die der Dichter dann selbst mit gleichmütigem Scherz annahm). Solches Scheinwesen hütet sich vor dem Bösen bloß aus Furcht vor der Strafe und nimmt es auch mit dem Umfang des Unrechts nicht genau, indem es eine kleine Übelthat entschuldigt, statt überall auf die Gesinnung zu achten, aus der allein das Urteil über gut und böse zu schöpfen ist (cfr. Brief Jac. 2, 10 f., wie überhaupt Horaz sich in dieser Epistel eigentümlich mit biblischen Sätzen berührt). Und nun kommt V. 57 ff. die weitere malerische Ausführung eines solchen „braven Mannes, auf den das ganze Forum und das ganze Tribunal schaut“ (wobei übrigens der Pharisäer im Evang. Lucä 18, 9 ff. nur wegen des prunkvollen öffentlichen Auftretens in Parallele gezogen werden darf, nicht wegen der Heuchelei, denn der Pharisäer ist kein Scheinheiliger, sondern ein Selbstgerechter). Ein solcher Scheinheiliger, der unter dem Deckmantel der Rechtschaffenheit seinen Leidenschaften, z. B. der Habgier fröhnt, ist nicht besser als ein Sklave, der das Beste, seine Freiheit, verloren hat.

Was sollen wir mit solchen Leuten anfangen? fragt sich nun Horaz, als ob er vom Standpunkt der Weisheit aus über Berechtigung derselben zur Existenz zu entscheiden hätte. Nun, denkt er launig, es muß auch solche Käuze geben, und zu etwas sind sie gut, eben als Sklaven. Laß sie in ihrer Weise arbeiten und wühlen; sie glauben es für sich zu thun als Herdenbesitzer, Grundeigentümer, Kaufleute; sieh aber die Sache so an, daß sie, ohne es zu wissen und zu wollen, damit als Sklaven für den allgemeinen Nutzen arbeiten. Von der innern Freiheit, von der Unabhängigkeit der Gesinnung, die an kein irdisches Gut gebunden ist und sich unter Umständen selbst im Tode nach stoischer Anschauung bewährt, haben sie ja keinen Begriff. —

Horaz ist in Eifer geraten mehr als je, weil er seine innersten Überzeugungen angegriffen sieht; und doch hat seine Laune auch in dieser Epistel Proben gemüthlicher Heiterkeit und plastischer Gestaltung geliefert.

17.

Diese und die folgende Epistel haben ein besonderes Interesse für uns, sofern sie nicht etwa im Sinn der Parodie wie 15, sondern mehr in ernster, wenn auch gefälliger Auseinandersetzung nach zwei verschiedenen Seiten unter der Form der Beratung jüngerer Freunde die Lebensstellung des Horaz im

Verhältnis zu Mäcenat und der hohen Welt Roms überhaupt beleuchten.

Er will einen jüngeren Freund, Scäva, der durch seine Verhältnisse darauf angewiesen ist, Gesellschafter eines Großen zu werden, aber doch in Sorge um seine Selbständigkeit noch einige Bedenken dagegen hat, im ganzen aufmuntern, seine Besorgnisse zerstreuen, wenn er auch von dem Gedanken ausgeht, daß ein gewisses Opfer damit verbunden, und eine volle Unabhängigkeit wünschenswerter ist. V. 2 ist tandem nicht zu be-
anstanden: es drückt die von Scäva dem Horaz gegenüber geäußerte Ungeduld aus, zu einer Entscheidung zu kommen = doch wohl. In amicus V. 3 sehe ich die Andeutung einer dem Horaz im Kreise der Freunde öfters gegebenen Bezeichnung, ähnlich wie Sabellus 16, 49 oder sonst vates. Will Scäva keinerlei Gebundenheit auf sich nehmen, was konkret mit dem Ausschlafen, der Vermeidung von Staub und Rädergerassel und Einkehr in wenig einladenden Kneipen ausgedrückt ist, so soll er nach Ferentinum gehen, wo man leben und sterben kann, ohne daß es ein Mensch merkt, und wo man sich auch wohl befinden mag. (Warum gerade Ferentinum genannt ist, darüber braucht man nicht zu grübeln; für jede Gegend giebt es Orte, mit denen sich die Vorstellung der Langweiligkeit oder der Lustigkeit, des Glanzes oder der Ärmlichkeit verbindet). Will oder muß man aber um irgend welcher Verhältnisse willen sich eine etwas bessere Lage schaffen, so muß man sich an den Reichen anschließen. (Es ist eine Verkennung des humoristischen Ausdrucks, wenn man unctum V. 12 als Neutrum faßt: in siccus wie in unctus ist, was zunächst von der Mahlzeit gilt, übertragen auf die Person, die sie genießt, und es ist so gesprochen, als ob es vorzugsweise die Rücksicht auf gut essen und trinken sei, was den Ausschlag gebe).

Als Vertreter der entgegengesetzten Anschauungen werden nun in dialogischer, dramatischer Form Diogenes und Aristipp angeführt (cfr. Heft I, p. 130 f.), und dann werden die Gründe entwickelt, weshalb die Anschauung des Aristipp den Vorzug verdiene. Diese Gründe unterscheide ich so:

1) eine solche Stellung bei einem Großen ist an sich ehrenhafter, denn die Vorteile werden durch Leistungen erworben, während Diogenes ohne Leistung auf demütigende Almosen angewiesen ist V. 19 – 22.

2) sie ist menschlich anständiger, sie verlangt die Fähigkeit,

sich mit Würde und Gelassenheit in jede mögliche Lage zu schicken, während der Cyniker eben nur in seine gemeine Stellung paßt (cfr. Ep. I, 15 Bem. am Schluß) V. 23—32.

3) sie ist hoffnungsreicher für wirkliche Tüchtigkeit, die ja doch ein Recht auf Anerkennung hat. (V. 33 f. mag ähnlich wie I, 16, 27 ff. ein Citat aus einem Gedicht auf Augustus sein. V. 36 braucht man an die ursprüngliche Entstehung des Satzes gar nicht zu denken; als Sprichwort behält er einfach den Sinn: wenige sind auserwählt!) V. 33—42.

Der unvermittelte Übergang V. 43 von der Rechtfertigung des Verhältnisses zu einem Großen auf einige kleine Vorschriften für die richtige Durchführung desselben ist unter allen Umständen etwas hart. Bei *coram rege suo* (besser als *sua*, da eine solche Betonung des Pronomens hier nicht begründet ist) wird man *rex* in dem weiteren Sinn wie Ep. I, 7, 37 *rexque paterque* zu nehmen haben. V. 45 *atqui rerum caput hoc erat, hic fons* möchte ich mit *indotata mihi etc.* als unbedachte, tadelnswerte Äußerung des Gesellschafters ansehen. Über solche Dinge, selbst wenn sie wirklich zu Grund liegen, soll man ja vorsichtig schweigen können, während Horaz, wenn die Worte ihm angehörten, dem Scäva gleichsam das Beispiel gäbe, unvorsichtig zu sprechen. Bei Brundisium V. 52 denkt Horaz sicher lächelnd an S. I, 5. Die letzten Beispiele aus dem Leben der *meretrix* und des *planus* geben der ganzen Epistel einen gefälligen, heiteren Abschluß.

Horaz hat sich mit dieser und der folgenden Epistel auf einen heikeln Boden begeben: er weiß, wie man aus Ep. I, 15 und dem Anfang unseres Briefs sieht, wofür ihn viele halten, nämlich für eine Art von *scurra*, im besten Fall für einen literarischen *scurra*, und daß Mäcenat selbst vielleicht anfangs keine höhere Meinung von ihm hatte. Aber gerade daß er darüber sprechen kann, daß er es nicht vermeidet, daß er auf der einen Seite die für manchen darum nicht schlechten Mann in den Verhältnissen liegende Nötigung offen anerkennt, andererseits zu höherem Streben und Geltendmachung der eigenen Kraft in solcher Stellung mahnt und zuletzt über verfehlte, lächerliche Mittelchen scherzt, das zeigt, daß er mit Ruhe und Heiterkeit über der ganzen Sache steht und unbefangen auf seine Stellung zu Mäcenat hinschaut.

18.

(cfr. »Studien« p. 74).

Mit der Zeit des Horaz kam eine Stellung auf, die bis dahin im römischen Leben nicht vorhanden gewesen war, die Zugehörigkeit zu der *cohors* oder den *amici* eines Mitglieds des regierenden Hauses. Wenn bis dahin der junge Römer zur Erlernung des Staatsdienstes in den näheren Umgang eines älteren verdienten Mannes, oder zur Erlernung des Kriegsdienstes in das *Contubernium* eines kommandierenden Offiziers eingetreten war, so war das eine, noch dazu vorübergehende, reine Privatsache, die keine für ein empfindliches Ehrgefühl demütigenden Folgen nach sich zog. Anders mußte es werden, als mit dem Ende der Bürgerkriege ein über alle andern Familien der Nobilität sich erhebendes, regierendes Haus aufkam, zu dessen Gliedern eine *cohors* wie I, 3, 6 oder *amici* wie II, 2, 1, ob litterarisch oder militärisch beschäftigt, nach und nach eine ganz andere persönliche Stellung bekamen; und doch war es für das Streben und den Ehrgeiz der ganzen Jugend viel verlockender und lohnender, in die Umgebung eines Tiberius oder Drusus, später eines C. Cäsar oder L. Cäsar oder Germanicus oder des jüngeren Drusus zu kommen, als in die eines beliebigen kaiserlichen Beamten. Offenbar handelt es sich, wenn auch das Nähere nicht nachzuweisen ist, in unserem Brief um eine solche Stellung, zu der Lollius auf der einen Seite durch die Verhältnisse sich hingedrängt, von der er sich andererseits durch seinen Nobilitätsstolz abgestoßen fühlt. Horaz will ihm nun in diesem Widerstreit der Neigungen an die Hand gehen, indem er hauptsächlich vor unberechtigtem Übermut und vor Isolierung warnt; die ganze Ausführung ist aber so von Anekdoten und heiteren Scherzen durchzogen, daß kein Gedanke an pedantische Belehrung aufkommen kann.

Du wirst, fängt er an, fürchten in der Umgebung eines Hochgestellten zum *scurra* zu werden, und doch liegt hier ein himmelweiter Unterschied vor, wie zwischen einer Hausfrau und einer Buhldirne. Da hat man sich vor einem andern fast noch größeren Fehler ebensosehr zu hüten, vor bürgerlicher Grobheit, die sich mit schlecht rasiertem, geschundenem Gesicht und schwarzen Zähnen zu empfehlen glaubt und darin das rechte männliche Wesen, die selbstbewußte Freiheit erblickt. Horaz will natürlich entfernt nicht Lollius unter diesem Bilde zeichnen,

sondern mit bewußter Übertreibung Gegensätze aufstellen, an denen die Fehler möglichst wirkungsvoll hervortreten: der eine der unterthänige Diener seines Herrn, wenn auch zugleich hochmütig gegen seinesgleichen, stellt sich wie ein Schulknabe dar, der dem grimmigen Schulmeister jedes Wort nachspricht, oder wie ein zweiter Schauspieler, der im Mimus das Spiel des ersten komisch nachahmt (*imi derisor lecti* V. 10 f. läßt sich der Stellung wegen nicht von einander trennen: es soll gerade die Unterwürfigkeit, mit der er zu seinem Gönner aufschaut, jedes Wort, das dieser fallen läßt, aufgreift, jeden Wink beachtet, dem spöttischen Wesen gegenüberstehen, mit dem er sich an andern seinesgleichen glaubt reiben zu dürfen); der andere (*ich lese: rixator de lana saepe caprina, propugnat rixis armatus: scilicet ut non sit mihi prima fides, et, vere quod placet, ut non etc.*) streitet um des Kaisers Bart, und die Art, wie er streitet, kommt auf Dummheiten hinaus, worauf für das Kampfobjekt gleichgültige Dinge, und für die Art des Streitens allgemeine Redensarten angegeben werden.

Nach der Warnung vor kleinlicher Rechthaberei kommt die vor sittlichen Blößen, die man sich geben könnte, und durch die man sich der demütigenden Zurechtweisung von seiten des Gönners aussetzt, der, vielleicht ungleich lasterhafter, um seines Geldes willen glaubt den *scurra* bemuttern zu dürfen, und bis zu einem gewissen Grade mit Recht; V. 21—30. Als Beleg dafür, daß er gewissermaßen recht hat, wird dann aus dem Leben des Witzbolds, der unter dem Namen *Eutrapelus* angeführt ist, erwähnt, wie er einen dieser Fehler, die Neigung zum Luxus in der Kleidung benützt habe, um solche, denen er schaden wollte, zu ruinieren, darauf rechnend, daß ein solcher einmal bis zum Gladiator oder Pferdeknecht herabsinken werde, V. 31—36. Alles ist hier sosehr in komischdrastischen Bildern gegeben, daß eine direkte Anwendung auf *Lollius* ausgeschlossen ist.

Weiter V. 37 und 38: du darfst nicht neugierig und zum Ausplaudern geneigt sein, und besonders (V. 39—66) mußt du deine eigenen Wünsche und Neigungen denen deines Gönners zu opfern wissen. Das letztere führt Horaz mit besonderer Anschaulichkeit aus, die sicher ein heiteres Gemisch von eigenen Erfahrungen dem *Mäcen* gegenüber, wie von Beobachtung anderer und Einblicken in des *Lollius* Art ist, nur mit freier Komposition. Wenn dein Gönner z. B. jagen will, so darfst du nicht darauf versessen sein Gedichte zu schmieden, sagt er mit

offener Anspielung auf sein eigenes Leben, wobei es ganz gleichgültig ist, ob Mäcenat nun gerade ein Nimrod war oder irgend einem andern Sport huldigte. Die Sache klingt um so heiterer, als V. 47 vom Standpunkt des jagdlustigen Gönners aus, der ein andermal vielleicht wieder Produkte der Muse erwartet oder bestellt, die Muse inhumana genannt und ihr greisenhafte Ungeselligkeit nachgesagt wird. Dann wird Lollius, der doch wohl auch als Dichter oder Schöngeist anzusehen ist, daran erinnert, daß er ja selbst Meister in jedem Sport sei, im Laufe es dem Hund, an Kraft es dem Eber zuvorthue, welchen Beifall er durch seine Geschicklichkeit auf dem Marsfeld erringe, und wie er im kantabrischen Kriege unter dem nationalen Helden Augustus gekämpft. Ja auf seines Vaters Landgut folgt ihm Horaz, um ihm nachzuweisen, daß er keinen Grund habe, sich heiterer Kurzweil auch mit dem Vorgesetzten zu entziehen, so sehr er auf Maß und Anstand sehe: dort führt er ja mit seinem Bruder auf einem See, der das Hadriameer bedeutet, die Schlacht bei Aktium auf, und nachher krönt Viktoria den Sieger. Auch diese ganze Stelle, in der Lollius persönlich hereingezogen und auf den Beifall aufmerksam gemacht ist, den er sich damit von seiten des Gönners erwerben könne, soll ihm, aber in gefälliger Weise, den Entschluß erleichtern.

Von V. 67—85 kommen dann Vorschriften, wie man vorsichtig sein solle im Urteil über andere, wie man sich nicht ausfragen lassen dürfe von neugierigen und dann schwatzhaften Leuten, wie man sich vor Liebschaften im Hause des Gönners in acht zu nehmen habe und dann vor Empfehlung Unwürdiger, die man fallen lassen müsse, während man schon mit Rücksicht auf die Gefahr, in die man selbst kommen könne, würdige Empfohlene zu schützen habe. An diese letztere Mahnung, vorsichtig zu sein, da man selbst gar leicht durch Intriguen in Gefahr kommen könne, schließt sich die Bemerkung V. 86—88: „angenehm ist für Unerfahrene der Dienst bei einem mächtigen Mann; der Mann von Erfahrung wird nie ohne Besorgnis sein. Solang dein Schiff noch auf der hohen See ist, sieh zu, daß kein Umschlagen des Windes dich ans Ufer zurückwirft.“ So betrachtet haben wir hier keinen Verstoß gegen die Logik, wie Döderlein annimmt, der eine Versetzung dieser Verse nötig machte. Daß aber Horaz absichtlich so spricht, um z. B. auch Mäcenat an die Schwierigkeiten seiner Stellung zu erinnern, darf sicher angenommen werden, und der Freimut, den er damit

zeigt, macht ihm Ehre. „Schwierig“, fährt er fort, „wird ja ohnedies eine solche Stellung immer sein in Hinsicht auf die Verschiedenheit der Charaktere: ein heiteres Temperament mag ein ernstes nicht und umgekehrt, und wer gerne noch um Mitternacht Falerner trinkt, mag den nicht, der den dargereichten Pokal zurückweist, selbst wenn er schwört, er fürchte die nächtliche Fieberhitze. (Ich sehe keinen Grund, die überlieferten Verse *potores bibuli media de nocte Falerni oderunt porrecta negantem pocula* zu beanstanden. Voraussetzung ist, daß damit ein scherzhaftes Selbstcitat aus I, 14, 34 gebraucht ist, ähnlich wie in Ep. I, 1, 56 aus S. I, 6, 74, hier mit entsprechender Veränderung. *Media de luce, media de nocte* kann ebensogut heißen: noch um Mittag, Mitternacht, als: schon um Mittag, Mitternacht, indem der Lateiner eben diese ausfüllenden Zeitbestimmungen wegläßt: z. B. Ep. I, 7, 88 *media de nocte caballum arripit* = noch um Mitternacht, während es eigentlich zu diesem plötzlichen Aufbruch zu spät ist; ebenso S. II, 3, 238 = wo man gewöhnlich nicht erst jemand rufen wird). Fort überhaupt mit dem finsternen Ernst, der vor allem der Jugend nicht ansteht! Man setzt sich ja ohnedies so leicht einer Mißdeutung der äußeren Haltung aus. (In *deme supercilio nubem* ist der dem höheren Stil entnommene und etwa einem griechischen Muster nachgebildete Ausdruck in der Anwendung auf Lollius nicht ohne komische Wirkung: Lollius mochte gerade diese Mahnung sehr nötig haben).

Aber freilich weiß Horaz dem jungen Mann neben allen diesen auf seine künftige Laufbahn bezüglichen Winken noch etwas Höheres ans Herz zu legen: wenn er wahrhaft, innerlich frei und unabhängig sein will, so hat er sich diese Freiheit, bei der dann die äußere Lebensstellung in zweiter Linie kommt, oder am Ende der Entschluß reifen könnte, von der großen Welt sich ganz zurückzuziehen und für sich zu leben, durch das Studium der Philosophie zu sichern. Und dafür weist Horaz mit innerer Befriedigung und zugleich in schöner Form von V. 104 an auf sein eigen Leben in der Einsiedelei seines Guts mit seiner Einfachheit, seiner Ruhe, seiner Selbstgenügsamkeit hin.

Lollius, wohl derselbe, der I, 2 noch als *declamans Romae* erscheint und jetzt in der Fortsetzung seiner Laufbahn in das *Contubernium* eines Großen eintreten soll, zeigt sich als ein adelsstolzer Junge, dem es schwer wird, sich in die gegebenen

Verhältnisse zu fügen. Indem Horaz sich der Aufgabe unterzieht, ihn auf die realen Verhältnisse hinzuweisen, wendet er alle gute Laune an, die ihm zu Gebot steht, und entwirft ihm, falls er nicht lieber überhaupt auf das öffentliche Leben verzichtet, was aber für den jungen Römer damaliger Zeit kaum denkbar ist, meist unter heiteren, gefälligen Bildern eine Vorstellung von seinem künftigen Leben, die wenigstens nicht abstoßend wirken kann.

19.

(cfr. »Studien« p. 74. 94).

Wie S. I, 4 und 10, so gehört diese Epistel zu den auf litterarische Verhältnisse bezüglichen Gedichten, nur daß von Anfang an der Ton der Ironie, des überlegenen Humors angeschlagen ist, dem es nicht um gründliche Widerlegung, sondern um spielende Abführung des Gegners zu thun ist.

Zuerst behandelt er die verkehrte Nachahmungssucht, welche sich an das Unwesentliche, Äußerliche, an gewisse Schlagwörter und Redensarten hält, vom Geist des Originals aber nicht erfaßt ist. Er als sympotischer Dichter, der in einer Reihe von Oden den Preis des Weins mehr oder weniger ausführlich gesungen hat, z. B. I, 1, 19 ff. 6, 17. 9, 6 ff. 11, 6. 17, 20 f. 18, 1—6. 20. 27. 37, 1—8. 38. II, 3, 1—16. 7, 17—28. 11. 19. III. 8. 14, 17 ff. 19. 25. 28. hat nun gerade diese Seite seiner Dichtung im Auge; statt aber von geringen poetischen Produkten anderer auf diesem Gebiet zu reden, stellt er die Sache scherzweise so dar, als ob die Nachahmung sich auf das Trinken selbst bezöge, als ob die Dichterlinge in persönlichen Leistungen als Trinker es den älteren Dichtern oder ihm glaubten gleichthun zu müssen.

Mit docte wird Mäcenat wie O. III, 8, 5 gewissermaßen als Schiedsrichter in der wichtigen Frage aufgerufen. Der alte Cratinus schon ist Zeuge dafür, daß Wassertrinken und Poesie nicht zusammentaugen. Seitdem Liber die „halbverrückten Dichter“ unter sein Gefolge aufgenommen, duften die „holden Camenen“ von früh morgens nach Wein. (In tollem Humor ist ein angebliches mythologisches Ereignis behandelt wie ein geschichtliches Faktum, und die Übertragung des Weingeruchs auf die holden Camenen selbst ist wieder eine krasse, ans Cynische streifende Mischung von Erhabenem und Gemeinem). Homer ist offenbar ein Liebhaber des Weins gewesen; Ennius

hat zu seinen kriegerischen Gesängen immer nur dann sich aufschwingen können, wenn er getrunken hatte. Und seit ich vollends mein Edikt erlassen, haben die Poeten nicht aufgehört, die Nacht hindurch im Weintrinken zu wetteifern und den Tag über darnach zu riechen. (Hier statt *edixi* vielmehr *edixit*, sc. *Liber* zu setzen ist monströs: einmal stehen zwischen *Liber* und unserer Stelle schon *Homerus* und *Ennius* als Subjekte, und *Horaz*, auf den es doch wegen V. 19 ff. hinauskommen muß, käme dann erst mit dem so ganz unverständlichen *pallere* V. 18 wie verstohlen hintendrein. *Horaz* reiht sich teils mit wirklichem Selbstgefühl, das ja auch V. 21 ff. hervortritt, teils mit scherzhafter Übertreibung einem *Liber*, *Homer* und *Ennius* an die Seite, und es kommt gar nicht darauf an, daß unter seinen Gedichten sich eines finde, das möglichst wörtlich so laute — am meisten klingt O. I, 18 an — er kann das rein fingieren. Wie kann man doch den Humor mit seinen Einfällen oft mißverstehen!) Wenn einer in finsterem Aussehen und altfränkischer Kleidung einen *Cato* spielen wollte, so wäre er darum doch noch kein *Cato* (es liegt näher, hiebei an den vielen Zeitgenossen noch erinnerlichen *Cato Uticensis* zu denken; wenn auch wegen äußerlicher Sonderbarkeit einem leichten Lächeln preisgegeben, ist er doch mit *virtutem moresque Catonis* nicht herabgesetzt. Solange für *textore* V. 13 nichts Besseres gefunden ist, bleibt doch nichts übrig als die Analogie von *curatus inaequali tonsore capillos* Ep. I, 1, 94). Den *Jarbiten* hat seine Nachahmung des witzigen *Timagenes* nur wie den Frosch in der Fabel zum Platzen gebracht (daß man bei *rupit* an diese Fabel zu denken hat und alle Faseleien der alten Erklärer fallen lassen kann, indem man bloß die Lächerlichkeit festhält, der er sich aussetzte, zeigt S. II, 3, 319 f.: *non si te ruperis, inquit, pareris*). Leicht führt ein Vorbild, das durch Fehler nachgeahmt werden kann, zur Täuschung: wenn ich, dem der Wein die Wangen gerötet, d. h. eine gesunde Farbe gegeben hat, etwa zufällig blaß würde, so würden die Kerls anfangen, Kümmel zu trinken, um auch blaß zu werden. (Cfr.: wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt!) O Sklavenherde der Nachahmer! wie oft hat dein Treiben mir die Galle erregt, wie oft aber auch mich zum Lachen gebracht! Ich bin kein Nachahmer, wenn ich mich an des *Archilochus* Jamben in der Form angeschlossen; das haben auch *Sappho* und *Alcäus* gethan, die man deshalb nicht als Nachahmer taxiert.

Und wenn ich des Alcäus Lyrik auf lateinischen Boden verpflanzt habe, so bin ich doch dabei originell geblieben — eine Stelle voll kräftigen Selbstgefühls! — Worin aber sollen wir die Originalität suchen, deren sich Horaz bei aller Nachahmung fremder Maße und auch mancher Stellen der Alten bewußt ist, als in der Ausprägung der eigenen Persönlichkeit in allen seinen Gedichten, ob Sermonen oder Jamben oder Oden, wofür Horaz selbst keinen Ausdruck hat, was wir aber, um den roten Faden zu zeigen, der durch alles hindurchgeht, mit „Humor“ bezeichnen? —

Aber wenn Horaz so entschieden den einfältigen Nachahmern gegenüber seine Selbständigkeit wahren kann, so liegt die Frage nur um so näher, woher die viele Feindseligkeit gegen ihn rührt, die wenigstens nach außen hervortritt, selbst wenn die Leute ganz gern seine Dichtungen anerkennen? Das weiß er uns nun ganz ergötzlich zu erklären: er hält sich fern von dem Treiben der litterarischen Cliques und bewirbt sich nicht um deren Stimmen (unter *ventosa plebs* ist also wohl nicht die große Volksmasse, sondern die Menge von Dichterlingen gemeint, die er schon durch Einladungen zu Tisch und Herschenken von abgetragenen Kleidern gewinnen könnte); er hat keine Lust, als „Zuhörer der edlen Herren, der sich dann auch wieder durch eigenes Vorlesen revanchiert“, wie Schütz richtig erklärt, bei den Kritikern herumzugehen. Daher jene Thränen! Wenn er ihnen sagt, er möge seine Gedichte als zu unbedeutend nicht in großen Versammlungen vortragen, so fassen die Leute das als Hochmut, als Selbstüberschätzung auf, und er läßt sich das lieber stillschweigend gefallen, er wagt nicht einmal die Nase zu rümpfen, weil er fürchtet, sie könnten ihn anpacken und ihm wehe thun. So sagt er höchstens, der diesmal vorgeschlagene Ort gefalle ihm nicht, und bittet um Aufschub, sucht sich also künstlich von einem Moment zum andern zu retten. Mit dieser angeblichen Angst vor seinen Kollegen oder Gegnern, denen er selbst körperliche Angriffe, also alles Gemeine zutraut, hat er in heiterer Weise seine wahre geringe Meinung von ihnen ausgesprochen.

20.

(cfr. »Studien« p. 62).

Indem ich auf die Schlußbemerkung zu I, 13, hauptsächlich die Stelle aus Fr. Vischer verweise, stelle ich fest, daß Horaz, wie dort Tiergestalt und Menschengestalt, so hier Leben und

Unorganisches vermischt, indem er im Schlußgedicht sein Epistelnbuch bald als Sohn darstellt, der gegen den Willen des Vaters das Elternhaus verlassen möchte, bald als wirkliches Buch, das herausgegeben wird.

Daß ein Dichter die Freiheit hat, sein Buch zu personifizieren, und daß es sogar an und für sich ein hübscher Gedanke ist, falls er bei dem Erscheinen desselben Zweifel und Bangigkeiten empfindet, das unter dem Bilde auszudrücken, ein Sohn sei im Begriff, wider den Willen des Vaters sein Glück in der weiten Welt zu versuchen, und werde schließlich vom Vater nur unter bösen Ahnungen und Prophezeiungen entlassen, darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber dann dürften von strengerem Standpunkt aus nicht Vorstellungen nebenhergehen, in denen die Personifikation wieder aufgegeben ist und das Buch rein als Buch erscheint, und insbesondere nicht in Einem Satz beide Vorstellungen sich durchkreuzen. Das aber ist hier mehrfach der Fall, wie eine genauere Analyse des Briefs jetzt zeigen soll.

In Vertumnum Janumque, liber, spectare videris = du schaust, wie ich sehe, nach Vertumnus und Janus aus, kann man zunächst die Andeutung sehen, daß das personifizierte Buch auf den Markt gehen wolle; aber ausgestellt werden, geglättet vom Bimsstein der Sosier, paßt nicht mehr zu der Vorstellung von einem Menschen, und ebensowenig die Schlüssel und Siegel, *claves* und *sigilla*, während mit *pudico* wieder der Übergang zum menschlichen Gefühl gemacht wird.

Dieses herrscht nun von V. 4 an vor, nur daß statt *paucis ostendi*, was mehr vom Buch gilt, für die Person etwa *paucos convenire* besser ginge. Das dauert bis V. 7, wobei es gleichgültig ist, ob man *quis* oder *quod te laeserit* lesen will. Mit *in breve te cogi* aber, das von einer Person kaum gesagt werden kann (eher *in angustum cogi*) sticht wieder das Buch vor, was V. 11 f. mit *contrectatus ubi manibus sordescere volgi coeperis*, aut *tineas pasces taciturnus inertes* aufrecht erhalten bleibt, während V. 9 und 10 und ebenso 13 zu dem personifizierten Buch wie zu dem nur poetisch angeredeten, aber nicht gerade als Mensch gedachten Buch gleichgut paßt, der einzelne Ausdruck *taciturnus* aber V. 12 dazwischenhinein wieder den Menschen voraussetzt. Die hübsche Stelle V. 14 von dem Eseltreiber, der sein störriges Tier in den Abgrund stößt und laut dazu auflacht, während er im Gedanken an den Schaden, den er sich zufügt, heulen sollte, geht natürlich auch vom Gedanken

an die Person aus, wie auch V. 17 f. den in jungen Jahren aus dem Vaterhaus gezogenen Menschen im Alter, wo er anfängt undeutlich, stammelnd zu reden, als Schulmeister in einer abgelegenen Schule darstellt. Ebenso ist in V. 19 bis zum Schluß mit *plures admoverit aures, loqueris, percontabitur, sciat*, das Buch auf dem Büchermarkt als Person gedacht, die einen Zuhörerkreis um sich versammelt, um von dem Vater, von dem sie herkommt, zu erzählen (daß mit V. 19 ff. von der Zeit die Rede ist, wo der Sohn noch nicht Schulmeister ist, was er ja erst in höherem Alter werden wird, wo er vielmehr auf dem Markt, nach dem er ziehen will, einen Kreis um sich sammeln kann, und daß *tepidus sol* die Abendzeit bedeutet, in der wegen der eingetretenen Kühlung die Leute zahlreicher auf dem Forum erscheinen — cfr. S. I, 6, 113 f. *vesperatinumque pererro saepe forum*, — scheint mir mehr als klar, wenn auch die Zeitfolge damit nicht genau eingehalten ist).

Diese ganze Darstellung wird zeigen, daß vorherrschend die Personifikation des Buchs in ganz ansprechender Weise durchgeführt ist, daß aber immer wieder Stellen dazwischentreten, in denen das Buch als Buch bleibt, so daß man das Recht hat zu sagen: „beiderlei Auffassungen lösen in wirrem Durcheinander sich ab“. Das aber ist entweder ein Fehler gegen die Ästhetik, oder aus der Neigung des Humors zum grotesken Spiel zu erklären.

Im übrigen ist es ein origineller Gedanke, die Ansammlung eines Zuhörerkreises um das Buch zu benützen, um demselben Worte über die Persönlichkeit des Verfassers in den Mund zu legen, wie sie etwa in einer Vorrede stehen könnten. Horaz braucht diesen Zusammenhang, um einerseits mit Selbstgefühl die Stellung hervorzuheben, zu der er sich, des Freigelassenen Sohn, emporgeschwungen, andererseits um in lebenswürdiger Weise über sich zu scherzen. Wie klingt doch seine Bemerkung hier V. 20 schon viel zuversichtlicher als S. I, 6, 45 *quem rodunt omnes libertino patre natum*, und wie hat er auch hier nicht unterlassen, an seine republikanische Vergangenheit zu erinnern! Denn *primis urbis belli placuisse domique* kann schon sprachlich der Stellung der Worte nach nicht so gefaßt werden, daß *belli domique* sich attributiv auf die *primi urbis*, d. h. Augustus, Mäcenas, Agrippa u. s. w. bezöge, wie Schütz meint, sondern es gehört zu *placuisse* und geht auch auf Brutus und seine Partei; sonst wäre auch die Erwähnung des *bellum* ganz

unnötig. Bei dem vielbesprochenen *solibus aptum* V. 24 zweifle ich keinen Augenblick an der Richtigkeit von Döderleins Auffassung: es ist die Glatze gemeint, auf der sich die Sonne so recht *con amore* lagern kann; und ebensowenig bei *duxit* V. 28 an der scherzhaften Anspielung auf *uxorem duxit*. Man wird sich allmählich gewöhnen müssen, in der Sprache des Horaz viel mehr humoristische Freiheiten anzuerkennen, als man früher gethan.

Episteln II.

I.

Über die Veranlassung zu unserer Epistel brauche ich neben allem sonst darüber Verhandelten nichts Besonderes zu sagen; es genügt darauf hinzuweisen, daß der Ton der Anrede in V. 1—4 und ebenso V. 19 f. höchst ehrenvoll und schmeichelhaft für Augustus, aber doch schon dem Charakter des *sermo* entsprechend kühler ist als der so oft in den pathetischen Oden angeschlagene, und daß Horaz V. 5 so schnell wie möglich zu einer sachlichen Erörterung übergeht.

Die Menschen, sagt er, sind überhaupt geneigt, die bedeutendsten Erscheinungen ihrer Zeit zu verkennen und erst zu schätzen, wenn sie der Vergangenheit angehören. Das wird an dem Beispiel von Heroen wie Romulus, Liber, Castor, Pollux, Herkules gezeigt, welche, mit einer Horaz auch sonst eigentümlichen Neigung zu rationalistischer Deutung des Mythos, wie moderne Staatsmänner dargestellt werden. Die Erklärung dieser allgemeinen Erscheinung liegt in der menschlichen Eigenliebe, welche sich durch überlegene Kräfte (V. 13 *artes*) verletzt fühlt, in der Erregung des Neids, der erst, wenn der Gegenstand dem Anblick entrückt ist, zu richtiger Würdigung desselben kommt (cfr. O. III, 24, 31 f.: *virtutem incolumem odimus, sublatam ex oculis quaerimus, invidi*). Wenn auch bei Augustus dieser Erfahrungssatz sich nicht bestätigt, wenn er auch während seines zeitlichen Daseins so hoch als möglich gestellt, allen Römern und Griechen vorgezogen wird, so zeigt sich doch die Richtigkeit dieser Beobachtung auch in dem Verhalten des römischen Volks seiner Litteratur gegenüber (damit ist Horaz V. 20 bei seiner Aufgabe angelangt). Logisch wäre V. 15—17 eigentlich dem folgenden unterzuordnen: indem Horaz diese Verse als Hauptsatz hinstellt, giebt er dem Gedanken für den Augenblick

größere Bedeutung, aber doch bloß, um dann rasch zu dem Hauptgedanken überzugehen.

Daß Horaz in der Hauptsache von der zu weitgehenden Wertschätzung der älteren Litteratur reden will, das zeigt sich nun V. 23: das Zwölftafelgesetz, die alten Bundesverträge, die Bücher der Pontifices und Wahrsager, kurz die ältesten Reste römischer Litteratur werden von der Mehrzahl wie Erzeugnisse der Musen angesehen, die ihren Sitz auf dem Albanerberg haben, V. 27. In dieser letzteren Bemerkung blickt schon etwas Horazische Ironie durch, wie überhaupt Horaz „des trocknen Tones satt“ immer und immer wieder und immer mehr in dieser litterarischen Epistel in seine anfangs zurückgehaltene scherzende Sprache hineinkommt. Wollte man, weil bei den Griechen die ältesten Gedichte die besten sind (wobei Horaz wohl zunächst an Homer denkt, vielleicht nach II, 3, 391 f. auch an Orpheus und Amphion), dieses Urteil auch auf Rom übertragen, so wäre das so falsch, als wenn man von der Beschaffenheit der Olive auf die der Nuß oder umgekehrt schließen wollte (V. 31 *intra oleam* zu lesen!), und dann müßten wir, wie wir auf dem Gipfel des Glanzes, der äußeren Stellung angelangt sind, den Griechen auch in den von ihnen sonst unbestritten besser gepflegten Künsten überlegen sein (Döderleins Interpunktion V. 31 ff. *in nuce duri? venimus ad summum fortunae; pingimus — uncti?* hat viel für sich, dann braucht man an *fortunae* keinen Anstoß zu nehmen, am wenigsten es in *culturae* zu verändern). Das Alte und das Neue als gut und schlecht durch eine Zeitbestimmung trennen zu wollen, verfällt überhaupt der Lächerlichkeit, was nun dialogisch, also in einer bei Horaz besonders in den Satiren beliebten Weise, mit Berufung auf die bekannte Geschichte von dem Haar um Haar ausgezogenen Pferdeschweif und die Beweisführung des Sorites dargethan wird. Der Begünstiger des Alten läßt sich, ohne zu ahnen, worauf er hinausgeführt wird, auf dieses Verlangen nach einer „Grenzbestimmung, die den Streit enden soll“, ein; er verlangt zuerst 100 zurückgelegte Jahre, wird dann aber überführt, daß ein Monat oder auch ein ganzes Jahr keinen solchen Unterschied machen kann, und muß also überhaupt darauf verzichten, sich bei seinem Urteil nach dem Kalender zu richten, V. 34—49.

Nun soll an einer Reihe von Dichtern der älteren Zeit gezeigt werden, wie ungerecht diese Überschätzung des Alten ist. Wie Horaz zu seinem Urteil über die Alten kommt, wo er

Nävius, Ennius, Plautus, Terenz alle in Einen Topf wirft, berührt uns hier nicht weiter. Die Unterschiede und Vorzüge, welche die Kritiker in ihren Lobsprüchen an ihnen finden, behandelt er mit einer gewissen Ironie (bei fortis V. 50 darf man sicher an die Feldzüge denken, welche Ennius im Gefolge seiner Patrone mitgemacht, so daß er selbst als Held erscheinen könnte; *leviter curare videtur* = seines Ruhmes gewiß scheint er sich nicht sehr darum zu bemühen, wie es mit den Erwartungen, die er erregt, und seinen „Pythagoreischen Träumen“ von der in ihn übergegangenen Seele Homers aussieht. Nävius, wiewohl der Zeit der punischen Kriege angehörig, ist noch jetzt viel gelesen, als wäre er ein moderner Dichter; man streitet sich über die Vorzüge eines Pacuvius und Accius und schreibt jenem gelehrte Kenntnisse, diesem Tiefsinn zu; Afranius gilt für den römischen Menander, Plautus wird wegen der raschen Entwicklung der Handlung mit Epicharmus verglichen; Cäcilius hat Pathos, Terenz feine Intrigue — ohne Zweifel sollen mit allem dem, mit *doctus, altus, properare, gravitas, ars* u. s. w. die bei den Kritikern gebräuchlichen, von der Masse nachgesprochenen vieldeutigen Schlagwörter persifliert werden, so daß wir damit also keine sachlich zutreffenden Urteile zu erwarten haben. Sie alle lernt „das mächtige Rom“, d. h. die Bevölkerung, die im Hochgefühl politischer Macht auch in allen litterarischen Fragen sich ein kompetentes Urteil zuschreibt, auswendig und staunt sie im gedrängtvollen Theater an; das ist die Reihe der Dichter, mit Livius Andronicus beginnend, auf welche man stolz ist. Aber des Volkes Stimme ist nicht immer Gottes Stimme, d. h. wenn es die alten Dichter, weil sie eben alt sind, für unvergleichlich groß hält, so ist es im Irrtum; wenn es das allzu Altertümliche, Harte, Matte als solches erkennt, so hat es recht und urteilt so „unparteiisch wie Juppiter“. Ich bin kein Verfolger des Livius, der seine Gedichte vernichten möchte, die mir der „schlägereiche“ Orbilius in meiner Jugend, ich hab' es nicht vergessen, vorgesprochen (diese heitere Schulreminiscenz mit der echt humoristischen Wendung des sonst passivisch gebrauchten *plagossus*, z. B. *dorsum plagosum, crura plagosa*, in die aktivische Bedeutung könnte eine Stütze sein für S. I, 10, 5—7 cfr. Heft I, p. 53 f.); aber für fehlerfrei und schön können sie darum nicht gelten. Wenn hie und da einmal ein Vers besser klingt, so darf er darum nicht das ganze Gedicht auf den Markt bringen und verkaufen (das scheint mir

der einfache, ungekünstelte Wortlaut zu sagen; Livius ist im ganzen Zusammenhang nicht Subjekt, das letzte Subjekt ist *versus unus et alter*, und warum sollte nicht im Horazischen Sprachgebrauch ein solcher besserer Vers als einer bezeichnet werden können, der seine Kameraden auf den Markt und zum Verkauf, also unter die Leute bringen will? Durch das nachfolgende *vendit* ist ja ohnedies die Bedeutung von *ducit* aufgeklärt). Was mich ärgert, das ist, wenn man ein Stück nicht deswegen, weil es plump und geschmacklos, sondern weil es neu ist, verwirft, und wenn man für das Alte nicht die ihm gebührende, die historische Entwicklung achtende Nachsicht, sondern Auszeichnung und Preise beansprucht. Wenn ich mir den Zweifel erlaubte (man beachte den Konjunktiv *dubitem*, der andeutet, daß er es wohl könnte, aber sich hütet es zu thun cfr. Ep. I, 19, 45 f., während er dann allerdings mit V. 83 f. *ducunt* und *putant* fein die Sache als Thatsache zugiebt), ob des Atta Stücke mit Recht oder mit Unrecht über die mit Blumen bestreute und safranduftende Bühne wandeln (absichtlich pathetisch gegenüber der berechtigten Kritik, die ihnen nachfolgt), so würde fast die ganze ältere Generation darüber als über eine schamlose Kritik ein Geschrei erheben, entweder aus Beschränktheit des Geschmacks, die nur anerkennen kann, was in früherer Zeit gefallen hat, oder aus purem Eigensinn gegenüber dem jüngerem Geschlecht. Ja wer vollends die Saliarischen Lieder aus Numas Zeit preist und sich den Anschein giebt, sie zu verstehen, während er sie sowenig versteht als ich, der zeigt noch mehr eben diesen Eigensinn und die Mißgunst gegen das Neue. So unsinnig ist man in Griechenland nie verfahren, denn sonst wäre dort eben das Alte, das jetzt so allgemein gepriesen wird, nie aufgekommen, V. 50—92.

An diese Erwähnung Griechenlands V. 90 knüpft nun zunächst das folgende, der Exkurs über die Entwicklung griechischer Kunstbestrebungen an; zu beachten ist übrigens, daß der Gedanke an die gewissermaßen verkürzte und zurückgebliebene Entwicklung des litterarischen Geschmacks in Rom, wie er V. 60—89 ausgeführt ist, der herrschende bleibt, und daß die Verse über Griechenland nur des Gegensatzes wegen hereinkommen. Dabei ist aber von vornherein festzustellen, daß man in solchen allgemeinen Schilderungen ganzer Entwicklungsperioden von seiten eines Dichters absolut nicht historische Forschungen suchen darf, und daß es deswegen so verkehrt als

möglich ist, wenn Schütz z. B. sagt, „man müßte dem Horaz eine grobe Fälschung der Geschichte zutrauen, wenn er bei *positis bellis* die Perserkriege gemeint hätte“. Man denke doch etwa an das Schillersche Gedicht „Die vier Weltalter“; wird darin irgend jemand einen Grundriß der Weltgeschichte suchen? Horaz denkt bei *Graecia* natürlich vor allem an Athen, da er von der Kunst reden will; ganz Griechenland, die Inseln, die kleinasiatischen Städte mit eingeschlossen, läßt sich ja gar nicht in Eine Ideenverbindung zusammenfassen, und bei der ganzen Schilderung schwebt ihm nur die kurze Zeit vom Ende der Perserkriege bis zum peloponnesischen Krieg vor, das Perikleische Zeitalter, das man ja so obenhin als eine Periode des Friedens, aber mit beginnenden Spuren des Zerfalls bezeichnen kann (in *vitium fortuna labier aequa*). *Nugari*, auch *ludere* ist bei Horaz dem Ernst des Lebens gegenüber jede litterarische und überhaupt künstlerische Bestrebung, hier nicht von einem einzelnen Menschen, sondern von einem ganzen Lande gesagt: das griechische Volksleben und die griechische Kunst, die nun nach ihren verschiedenen Seiten gegliedert werden, wobei man aber nicht zu ängstlich fragen darf, ob auch alle genannt seien, und keinen Streit anzufangen braucht, ob bei *tibicines* z. B. nur die Komödie, oder auch die Tragödie gemeint, und ob unter *tragoedi* die tragischen Schauspieler im Gegensatz gegen die Choren, oder die tragische Kunst überhaupt verstanden sei, werden als Produkt der günstigen Friedenszeit, aber zugleich auch eines Nachlasses der in den vorausgehenden Kriegen angespannten Volkskraft betrachtet. Natürlich ist bei *quod cupide petiit*, *reliquit* V. 100 *Graecia* noch Subjekt, an eine Umstellung von V. 101 aber hinter V. 107 nicht zu denken. Der Vers ist durch V. 100 schon gegeben: solch eine reiche Entfaltung künstlerischer Bestrebungen führt der Erfahrung gemäß zu rascherem Wechsel des Geschmacks und der Mode, während bei ernsteren Lebensaufgaben eines Volks die alte Sitte länger besteht. So ist es in Griechenland gegangen; aber freilich auch in Rom ist es seither in Einer Beziehung anders geworden. V. 101 ist sogut an seiner Stelle als V. 108 an der seinigen; V. 93—102.

In Rom (damit geht Horaz auf den V. 90 unterbrochenen Zusammenhang zurück), wo man jetzt noch so sehr das Alte verehrt und das Neue in der Litteratur bekämpft, war man lange gewöhnt, nur mit praktischen, materiellen Dingen sich zu

befassen: der Patron erteilte seinen Klienten Rechtsbescheide, man trieb sein Vermögen um, indem man vorsichtig Geld auf gute Namen auslieh; die älteren Männer waren die Lehrer, die jüngeren die Schüler, die Belehrung aber drehte sich eben um Mehrung der Habe und Minderung der schadenbringenden Genußsucht. Jetzt freilich ist auch bei uns ein Umschlag der Neigungen erfolgt, jetzt ist alles litterarisch geworden, alles der Dichtung zugewandt (womit aber die obige Behauptung des Hängens am Alten nicht aufgehoben sein soll, kommt ja doch der Dichter auch V. 170 noch einmal darauf zurück). Nun ist Horaz in seinem richtigen Fahrwasser und giebt uns von V. 108 bis 138 eine Schilderung des modernen litterarischen Treibens in Rom voll Laune und Humor: die Jungen und die Alten, sonst als Schüler und Lehrer in Fragen des Rechts und des Gelderwerbs zusammengeschart, speisen jetzt, Dichterkränze im Haar, zusammen und tragen sich Gedichte vor. Ich selbst, sagt er, der ich doch versichere, daß ich keine Verse schreibe, lüge wie ein Parther und lasse mir in aller Frühe schon Schreibzeug zum Dichten geben. Ein Schiff zu lenken scheut sich ein Laie, einen Kranken zu behandeln wagt nur der kundige Arzt, Werkmeisterarbeit treibt nur der Werkmeister, aber Gedichte schreiben wir alle ohne Unterschied, Kundige und Unkundige. (Man beachte, mit welcher Feinheit Horaz auch hier sich zu der Dichterschaft rechnet, die er nach Ep. I, 19 eigentlich verlassen haben will, um dann besser über sie spötteln zu können. Die doppelte Erwähnung des ärztlichen Standes V. 114 f. finde auch ich anstößig, man kann aber sagen: quod medicorum est heißt: überhaupt, was der Ärzte Sache ist). Und noch hübscher ist, besonders durch die überall eingestreute Selbstparodie, die quasi Entschuldigung dieser dichterischen insania, eine Mischung von Ernst und Scherz: dieses Treiben hat doch auch seine guten Seiten: ein Dichter ist ja unter allen Umständen ein vortrefflicher Mensch und Bürger. Nicht leicht ist ein solcher Sänger habgierig, er liebt nur Verse und bekümmert sich um Weiteres nicht; über Verluste aller Art, ob durch Entweichen seiner Sklaven oder durch Feuersbrunst, lacht er, sinnt gegen niemand auf Schaden und Betrug, lebt von Hülsenfrüchten und Kommißbrot, und wenn auch faul und unbrauchbar im Krieg, ist er doch nützlich für die Stadt, sobald du (Augustus) zugiebst, daß auch das Kleine dem Großen Dienste leisten kann. (Es ist das wieder eine von den Stellen, wo man Horaz gründlich mißver-

steht, wenn man ihn das alles in ehrbarem Ernst und nicht vielmehr mit dem heiteren, auf Verblüffung des Hörers berechneten Lächeln des Humoristen sagen läßt. Während er gewiß von der Masse der Dichter und Dichterlinge, von denen er redet, nicht diese hohe Meinung hat, gefällt er sich darin, sie alle zu der Höhe des *vates* hinaufzuheben: sie sind voll edlen, idealen Sinns, erhaben über all die kleinen Interessen des niederen Lebens, genügsam in ihren persönlichen Ansprüchen an die Güter der Welt, und ob vielleicht auch unpraktisch und untauglich für die Geschäfte im Krieg und im Frieden, doch ein Nutzen für das Gemeinwesen. Daß er bei *militiae piger et malus* an sich selbst, an seine Nichtbefähigung zum Kriegermann denkt, darauf habe ich schon bei S. I, 6, 49 f. Heft I, p. 37 hingewiesen). Er hat der Lust an dieser Persiflierung der Dichter so sehr nachgegeben, daß er das Bedürfnis fühlt, zur Ehrenrettung der Poesie doch noch ihre wirklichen Verdienste einzureihen, V. 126 ff.: des Knaben zarten, stammelnden Mund schon formt der Dichter, lenkt sein Ohr frühe schon von unsauberen Ausdrücken ab, dann bildet er sein Herz mit freundlichen Lehren als Zuchtmeister gegen Roheit, Mißgunst und Zorn, berichtet edle Thaten, belehrt die aufsteigenden Geschlechter durch rühmliche Vorbilder, tröstet den Hilflosen und Bekümmerten. Woher hätten samt den reinen Knaben die Mädchen, die noch von keinem Manne wissen (s. O. III, 14, 10 f. Heft II, p. 43), Gebete lernen sollen, wenn nicht die Muse den Sänger geschenkt hätte? Der Chor wünscht Hilfe und fühlt der Götter mächtige Nähe, fleht um des Himmels Naß mit eingelernter Bitte, wendet Krankheiten ab, vertreibt furchtbare Gefahren, erlangt Frieden und ein an Früchten reiches Jahr: durch ein Lied werden die himmlischen Götter versöhnt, durch ein Lied die Manen — das alles eine halb noch scherzende, halb ernste Lobpreisung der Macht des Gesangs, mit deutlicher Anspielung auf des Dichters eigene Thätigkeit in O. I, 21. IV, 6 und *Carmen saec.*, aber sicher von V. 108 bis hierher eine Episode.

Mit V. 139 nämlich knüpft der Dichter erst wieder an V. 107 an: In jener trockenen, einfach dem praktischen Leben zugewandten Zeit zeigten sich bei den ländlichen Erntefesten einer arbeitsamen und genügsamen Bauernbevölkerung die ersten Spuren dramatischer Dichtung in dem Aufkommen der fescenninischen Verse mit ihrer gegenseitigen Neckerei, die anfangs

harmloser Art und mit Vorliebe getrieben allmählich ausartete und zu rücksichtslosen, unanständigen Angriffen selbst gegen angesehene Familien führte, so daß zuletzt sogar die Gesetzgebung dagegen vorgehen und durch Strafen dem ausgelassenen Treiben Maß und Ziel setzen mußte. Es ist klar, daß auch diese kurze abgerissene Bemerkung über die fesceninnischen Verse nicht den Wert einer eigentlichen litteraturgeschichtlichen Notiz in Anspruch nehmen kann; Horaz will nur überhaupt eine Erscheinung des römischen Volkslebens nennen, die eine entfernte Ähnlichkeit mit dramatischer Poesie hatte; aber eine eigentliche Entwicklung solcher Poesie begann erst mit dem Eindringen griechischer Bildung. Daher nun V. 156: das überwundene Griechenland erst überwand den rohen Sieger und brachte seine Kunst in das ländliche Latium. So erst schwand der rohe saturnische Vers, und ein feinerer Geschmack vertrieb die widerliche Derbheit. Aber freilich für lange hinaus blieben die Spuren des bäurischen Wesens und sind noch nicht ganz verschwunden. Denn spät erst wandte der Römer seine Aufmerksamkeit der griechischen Litteratur zu; erst seit der Friedensruhe nach den punischen Kriegen fing er an, sich um das griechische Drama eines Thespis, Sophokles, Äschylus zu bekümmern und machte selbst Versuche der Übertragung. Die Sache fand Gefallen, denn im römischen Charakter liegt ein Pathos, ein Feuer, das der dramatischen Poesie entgegenkommt; nur scheut sich der Römer ungeschickterweise vor pünktlicher Feile. Hat nun Horaz damit überhaupt vom Drama, speziell von der Tragödie gesprochen, so geht er V. 168 auf die Komödie über, um daran eine Bemerkung über Plautus anzuknüpfen: diese Scheue vor sorgfältiger Feile macht sich besonders in der Komödie auffällig; weil sie ihre Stoffe dem täglichen Leben entnimmt (*arcessit*), hält man sie für leichter, und doch ist sie, eben weil die Vergleichenng jedermann nahe liegt, nur um so schwerer. Sieh nur, wie es bei Plautus steht!

Was die folgende, vielbesprochene Stelle V. 170—176 betrifft, so ist vor allem darauf aufmerksam zu machen, daß wegen *gestit*, nicht *gestiunt*, wohl kaum von zwei Dichtern, Plautus und Dossennus die Rede sein kann; man kann doch nicht annehmen, daß der Tadel in V. 175 f. nur auf den angeblichen Dossennus und nicht auch auf Plautus fallen soll, da die Sätze *quo pacto*, *ut*, *quantus*, *quam non* doch alle in gleicher Weise von *adspice* als Beispiele abhängig gemacht sind. Daraus folgt

dann, daß Dossennus sich auf Plautus beziehen muß, wobei zunächst noch dahingestellt bleibt, ob es eine Charakterfigur aus einem Plautinischen Stück oder Plautus selbst bezeichnen soll. Ferner ist zu konstatieren, daß von *adspice* an von einem Lob oder einer Mischung von Lob oder Tadel nicht die Rede ist, sondern sichtlich nur von Tadel. Die Anerkennung, daß dem römischen Charakter das Pathos des Dramas zusage, ist nur vorübergehend V. 165 f. ausgesprochen, und von *sed turpem* an bis *veniae minus* herrscht der Tadel der Tragödie und besonders der Komödie vor, für den ja mit *adspice* begründende Beispiele kommen sollen; mit *gestit enim* aber spitzt sich der Tadel noch zum Vorwurf des bloßen Strebens nach Gelderwerb zu. Da *quam non adstricto* etc. jedenfalls den Tadel der Nachlässigkeit in der Form enthält, so würde man auch, wenn V. 171--173 ein teilweises Lob enthalten sollte, fast notwendig vor *quam non* ein *sed* erwarten. Kann also nur von Tadel des Plautus die Rede sein, so muß *quo pacto*, *ut*, *quantus* ironisch genommen werden, und da Plautus auch sonst bei Horaz, z. B. V. 58 und II, 3, 270 ff. schlecht wegkommt, so kann ich nicht anerkennen, was Schütz will, daß der Gedankengang nicht zur Annahme der Ironie berechtige. Einfacher ist es aber jedenfalls, bei Dossennus an eine Charakterfigur, etwa einen gelehrten Pedanten zu denken, also = wie wenig groß Dossennus dasteht unter den gefräßigen Schmarotzern, wie seine Rolle, die ihm eine gewisse pathetische Größe unter den gemeinen Parasiten zuweist, unbefriedigend durchgeführt ist. Damit ist doch jedenfalls ein leidlicher Sinn erreicht.

Daß uns nun Horaz von V. 177 an wieder von der Betrachtung der älteren Dichter mitten in die Gegenwart hinein führt und mehr durch farbenreiche Bilder zu ergötzen als durch strenge Gedankenfolge zu belehren sucht, ist klar. Der vermittelnde Gedanke ist etwa der: allerdings ist der dramatische Dichter überhaupt in einer schwierigen Lage: er hängt von dem Beifall des Publikums ab, selbst wenn er nicht nach Gelderwerb, sondern nur nach Lob geizt. Wen der Ruhm (persönlich als Wagenlenker gedacht; cfr. die ähnliche Stelle in Schillers „Die Ideale“: wie tanzte vor des Lebens Wagen die luftige Begleitung her der Ruhm mit seiner Sternenkrone) auf luftigem Wagen zur Bühne führt, den bringt ein lebloser Zuschauer um, ein angeregter belebt ihn; so unbedeutend sind die Dinge, die ein nach Anerkennung verlangendes Herz umwerfen oder auf-

richten! Da kann mir das ganze Bühnenspiel zuwider werden, wenn mich die Versagung der Siegespalme mager, ihre Gewährung fett nach Hause kommen läßt (launig werden die Erfolge des Dichters als Wirkungen auf seinen körperlichen Zustand dargestellt). Selbst ein kühner Dichter, d. h. einer, der sich etwas zutraut und zutrauen darf, kann dadurch abgeschreckt werden, daß die große Masse in ihrer Dummheit bereit, sogar mit den Fäusten dreinzuschlagen, wenn die Gebildeten ihnen nicht nachgeben wollten, mitten drin in einer dramatischen Aufführung, die sie langweilt, nach einem Bären oder nach Faustkämpfern schreit. Ja sogar bei den Gebildeten hat sich im Theater nach und nach „das ganze Vergnügen schon von den Ohren in die Augen gezogen“, sie verlangen nach leerem Schaugepränge. Und nun kommt die prächtige Schilderung des römischen Volks im Theater V. 189—207, die lebhaft an moderne Spektakelstücke in großen Städten erinnert: Vier oder mehr Stunden bleibt der Vorhang niedergelassen, während Reitergeschwader und Scharen von Fußvolk herumfliegen; dann werden unglückliche Könige mit gebundenen Händen im Triumph aufgeführt, Kriegswagen, Karossen, Lastfuhrwerke, Schiffe (bei Seegefechten im Zirkus) eilen vorüber, erbeutetes Elfenbein, ein ganzes erbeutetes Korinth wird dahergeschleppt. Wäre Demokrit noch auf Erden, wie müßte er lachen, wenn ein sonderbares Tier wie eine Giraffe oder ein weißer Elefant alle Aufmerksamkeit auf sich zöge, und er hätte am Volk mehr zu schauen als am Theaterspiel; von dem Dichter aber müßte er denken, er „erzähle einem tauben Esel eine Geschichte“. Denn welche Stimme ist im stande, das Getöse unserer Theater zu übertönen! Man glaubt sich in den Garganuswald oder aufs tuskische Meer versetzt, unter solchem Lärm werden die Stücke und die ausländischen Kunstwerke angestaunt. Wenn der Schauspieler damit behängt (oblitus) auf der Bühne erscheint, klatscht schon alles in die Hände. Hat er etwas gesagt? fragt etwa ein Neuling, ein Provinziale seinen Nebensitzer. Nein, noch nichts. Was erregt denn den Beifall? Der violette Mantel von tarentinischer Färbung! Mit dieser köstlichen Persiflage, die auf *valeat res ludicra* V. 180 zurückkommt, bricht der Dichter ab, um einerseits seine Hochachtung vor der dramatischen Poesie zu bezeugen, andererseits dem Augustus auch die andern Kunstgattungen, besonders die epische Poesie zu empfehlen (V. 207).

Alles Vorhergehende, der Tadel so anerkannter Größen

wie Plautus und die Aufführung der Schwierigkeiten, die im Ungeschmack des Publikums liegen, könnte allerdings geeignet sein, bei Horaz auf Abneigung gegen das Drama schließen zu lassen. Nein, das wäre ganz unrichtig! Wer mit der Illusion einer Handlung mich so zu packen, aufzuregen, „zwischen Ernst und Spiele mein Herz auf schwanker Leiter der Gefühle zu wiegen“ weiß, den bewundere ich wie — einen Seiltänzer! Ist das nun nicht wieder echt horazisch, echt humoristisch? Man erwartet den Ausdruck des höchsten Kunstenthusiasmus, und der Dramatiker wird mit einem Gaukler verglichen! Die Erklärer aber sagen, das sei eine sprichwörtliche Redensart.

Aber andere Gattungen dürfen darüber nicht vernachlässigt werden, wenn die Stiftung auf dem Palatinus sich füllen soll, wenn die Sänger sich angetrieben fühlen sollen, nach den Kränzen des Helikon zu streben (Schütz denkt bei *Helicon virentem* V. 218 auch an das Futter für den Pegasus!) Freilich wenn wir solche Gunst von dir, Augustus, wünschen, so müssen wir zugeben („wir“ sagt Horaz wie oben V. 111 ff. oder S. I, 4, 141 ff.), daß wir uns häufig selbst im Wege stehen, — und nun ist er wieder mitten in einer seinem Genre entsprechenden ergötzlichen komischsatirischen Ausführung: wir drängen dir unsere Bücher auf, während du in Geschäftssorgen oder ermüdet bist, wir fühlen uns verletzt, wenn man einen unserer Verse tadelt; wir lesen schon einmal vorgelesene Stücke unaufgefordert noch einmal vor, wir klagen, daß man das feine Gewebe unserer Dichtungen nicht verstehe; wir geben uns der Hoffnung hin, sobald du nur von uns hörst, werdest du uns kommen lassen, vor Mangel sicherstellen und zu weiterem Dichten nötigen

Dessen ungeachtet ist es der Mühe wert, auf die „Tempelhüter wahren Verdienstes im Frieden und im Krieg“, die Dichter zu achten. Alexander d. Gr. z. B., der in betreff der Malerei und Bildhauerei so kunstverständlich und ängstlich war, daß er von niemand anders als von Apelles und Lysipp dargestellt sein wollte, hat zu seinem Schaden erfahren, daß er für die Geisteswerke der Poesie entfernt nicht soviel Urteil hatte wie für die plastischen Kunstwerke (*videndis artibus* Dativ); man könnte ihn in jener Beziehung fast für einen Böötier halten.

Du, Augustus, hast in dieser Hinsicht ein richtigeres Urteil: du zeichnest mit Wort und That wirklich hervorragende Geister wie Virgil und Varius aus, und weißt, daß das Werk eines

Sängers den Heldenthaten mindestens sogar die Unsterblichkeit sichert als die bildende Kunst. Auch mir, fährt Horaz mit schalkhafter Verstellung fort, wäre es lieber, statt der Plaudereien, welche ich liefere, Heldenthaten zu beschreiben, von der Lage der Länder, mit Flüssen und Burgen auf Bergeshöhen, von Barbarenreichen, von der Beendigung der Kriege in der ganzen Welt unter deiner Leitung, von der Schließung des Janustempels und der Furcht der Parther vor Rom unter deiner Regierung zu singen, wenn — ich nur könnte, was ich möchte! Aber ein geringes Gedicht duldet deine Hoheit nicht, und ich selbst scheue mich, etwas zu unternehmen, wozu meine Kräfte den Dienst versagen. Übereifer aber schadet nur dem Gegenstand der Verehrung, besonders wenn er sich in Versen darstellt. Denn das Lächerliche begreift das Lesepublikum schneller und behält es leichter im Gedächtnis als das Große. Ich für meinen Teil danke für solche Freundschaftsdienste: so wenig ich in Wachs karriert ausgestellt sein möchte, so wenig in schlechten Versen verherrlicht! Da müßte ich zuletzt mitsamt meinem Dichter wie eine Leiche auf verschlossener (operta) Bahre ausgestreckt in das Stadtviertel wandern, wo man Weihrauch, wohlriechende Sachen und Pfeffer verkauft und was man sonst noch in Makulatur hüllt. —

In dieser heiteren Weise endigt das Gedicht, von dem man sicher nicht sagen kann, es sei eine kunstgerechte Durchführung eines bestimmten Themas, es handle etwa, wie Döderlein meint, die Frage: „was hindert das heutige Gedeihen der dramatischen Kunst?“ Man vergleiche die dort angenommenen Hauptteile nebst dem Epilog mit dem wirklichen Inhalt und Gedankengang des Briefs, um sich zu überzeugen, daß das fast nirgends zusammentrifft. Unser Gedicht ist ein eigentlicher sermo, eine Plauderei, une causerie spirituelle, hängend an dem dünnen Faden „dramatische Poesie alter und neuer Zeit, und Poesie überhaupt“. Das Pikante aber ist, daß Horaz von der dünnen Heide der Spekulation, der Theorie, von der er ausgeht und auf die er hie und da wieder gerät, doch immer wieder von seinem Genius geführt den Weg zu der frischen, grünen Weide des Scherzes, der Laune findet, auf der sein lebensvoller Humor sich sättigen und tummeln kann.

2.

(cfr. »Studien« p. 63. 67 f. 93).

Dieser Brief behandelt im Unterschied von II, 1 keinerlei allgemeine theoretische Frage, wie etwa die Aufgabe der dramatischen Poesie oder dergl., sondern lauter subjektive Anschauungen, Erfahrungen, Eindrücke, Entschlüsse des Dichters. Eben deswegen aber, weil Horaz hier in keiner Weise von einem sei es selbstgewählten oder ihm gegebenen Thema abhängt, von dessen Zwang er sich dann immer wieder dem eigenen Zuge folgend loszumachen sucht, ist der Zusammenhang hier viel klarer und durchsichtiger: die natürliche Logik hat hier von selbst gewirkt, und Schütz hat entschieden unrecht, wenn er bei II, 3 p. 239 sagt: „noch loser ist der Zusammenhang in der zweiten Epistel an Florus, in der die Erfordernisse der Poesie nur ganz nebenbei berührt werden; es ist vielmehr ein Absagebrief an die Poesie, der mit ethischen, dem Übrigen dem Inhalt nach fremden Betrachtungen abschließt.“ Das ist schief von Satz zu Satz: diese Betrachtungen sollen vielmehr gerade ein Hauptpunkt sein! Ich mache mich anheischig, sowenig ich sonst solche oft künstlich fabrizierte Dispositionen in Anwendung auf Horaz liebe, hier, teilweise im Anschluß an Döderlein, eine ganz ungezwungen durchgeführte Disposition nachzuweisen, die aber sicher Horaz nicht vorher in dieser Weise entworfen hat.

Einleitung: Du hast kein Recht dich zu beklagen, daß du keine Briefe und Gedichte von mir bekommst. Was das erste betrifft, so habe ich dir ja gesagt, daß ich schreibfaul sei; über das zweite muß ich mich weitläufiger aussprechen. V. 1 bis 24 *attemptas?*

Thema: Weshalb ich nicht mehr dichte und was ich dafür thue.

I. Ich dichte nicht mehr,

1. Weil ich das Dichten nicht mehr bedarf V. 24—54.
2. Weil ich mich dazu nicht mehr jung genug fühle V. 55—57.
3. Weil ich nicht weiß, was? V. 58—64.
4. Auf keinen Fall kann ich in Rom dichten V. 65—86.
 - a. teils wegen des Lärms der Großstadt V. 65 bis 80.

- b. teils weil ich, wenn ich mich davon zurückzöge, zum Sonderling werden müßte V. 81—85.
- 5. Überhaupt aber mag ich nicht mehr dichten V. 87 bis 144.
 - a. weil mich das Treiben der Zunftgenossen abstößt V. 87—108.
 - b. weil ich weiß, was zu einem guten Dichter gehört V. 108—125.
 - c. weil ich keine Lust habe, mich über mich selbst zu täuschen V. 126—144.

II. Dafür arbeite ich auf Grund philosophischer Studien an der Veredlung meines eigenen Denkens und Wollens V. 145 bis 216. Schluß fehlt.

Doch genug an einem solchen Schema! Wer will, mag den zweiten Hauptteil ähnlich durchführen! Das Ganze aber, besonders der erste Teil, ist nicht in Form einer Dissertation, sondern mit einer unerschöpflichen Fülle von launigen Einfällen, Anekdoten, humoristischen Wendungen durchgeführt, welche diesen Brief als besonders gelungen und bezeichnend für die Horazische Art erscheinen lassen.

Horaz beginnt nach kurzer Anrede an Julius Florus, denselben Adressaten wie I, 3, mit einem Fall aus dem Leben, von dem man nicht sogleich sieht, worauf er hinauswill: ein Sklavenhändler wird uns vorgemalt mit seinem scheinbar biedereren, treuherzigen, auf den Vorteil des Käufers bedachten und doch so pfiffigen Wesen, wie er des Sklaven, um dessen Verkauf es sich handelt, körperliche und geistige Vorzüge anpreist, aber schlau genug auch einen Fehler nicht verschweigt, den er einmal begangen hat, wodurch dem Käufer die Einrede abgeschnitten ist, daß er getäuscht worden sei. Man sieht die Figur des Händlers vor sich stehen, muß aber zugleich der Schlußfolgerung recht geben: der Käufer kann nicht klagen, er ist nicht betrogen worden. Und nun ganz unvermittelt V. 20 der launige Gedanke: du bist der Käufer, ich bin der Händler und der Sklave in Einer Person (ähnlich wie Horaz I, 1, 7—9 drei Wesen in sich vereinigt); du hast mich zum Freund genommen mit allen meinen Fehlern, die ich dir gestanden, insbesondere meiner Schreibfaulheit, also beklage dich nicht! (Daß, wie Orelli und Döderlein meinen, um dieser Beziehung des Sklaven auf Horaz willen Zug um Zug sich auf seine Individualität müsse anwenden lassen, das hieße der Dichtung Gewalt

anthun. Wohl mag er bei einigen Punkten wie *litterulis Graecis imbutus* — was wohl als ein absichtlich dem ungebildeten Sklavenhändler in den Mund gelegter schiefer Ausdruck anzusehen ist — oder *quin canet indoctum* — cfr. zu S. I, 5, 15 ff. — lächelnd an sich gedacht, aber schwerlich das ganze Bild nach sich zugeschnitten haben. In V. 2 *si quis forte*, V. 16 *des nummos*, V. 17 *ille ferat* ist die lose und nicht immer logische Art des Konversationstons dargestellt: des, statt noch von dem ersten *si* abhängig zu sein, wird wie der Hauptsatz angeführt, dem dann wieder ein *si* (falls) untergeordnet ist; der logische Hauptsatz kommt erst mit *ille ferat*).

Das ist hiemit abgemacht! Nun aber kommt die Hauptsache: Florus beschwert sich, daß Horaz ihm keine *carmina* = lyrische Poesien schicke; es handelt sich also immer noch um die alte Pressung zur Odendichtung, und flugs sind wir in einer flott erzählten Anekdote drin, noch ohne zu wissen, was sie will, von dem Soldaten im Heer des Lucullus. Dem ist, während er nachts schnarcht (*stertit* drastisch statt *dormit*), all sein Erspartes gestohlen worden, und nun wird er im Zorn zum wütenden Wolf und bekommt wegen einer besonderen Heldenthat Auszeichnungen und reiche Geschenke. Bei einer andern Gelegenheit erinnert sich der Feldherr des tapferen Mannes und redet ihn mit Worten an, die selbst einem Feigling Mut machen könnten: zieh hin, mein Braver, wohin deine Tapferkeit dich ruft, zieh hin im Segen! Du sollst reichen Lohn für deine Tapferkeit davontragen! Was stehst du? — Der Schlaukopf aber, wiewohl nur ein Bauer, erwidert: da mag hingehen — da mag hingehen, wer seine Geldkatze verloren! (Fein ist wie das Pathos des Feldherrn, so die Naivität und Schlauheit des Soldaten zugleich: er weiß wohl, welche Bewandnis es mit seinem Heldentum hat, und doch zögert er — cfr. das doppelte *ibit* — das so offen herauszusagen). Und nun die Anwendung auf Horaz, aber wieder in einer Weise eingeleitet, die den Leser nicht gleich erraten läßt, worauf er hinauskommt. Er erzählt seine Erziehung und Ausbildung zuerst in Rom (cfr. S. I, 6, 76 ff.), dann in seinem lieben Athen, wo er „vom Krummen das Gerade“ sollte unterscheiden lernen (*curvum* und *rectum* von der Geometrie hergenommen scherzend als Gegensatz genannt statt *pravum* und *rectum*, ähnlich wie I, 1, 60 mit *recte facere* gespielt ist. *Ut vellem, nicht possem*, drückt die ihm zugemutete Absicht seines Lehrmeisters, Athens, aus). Aber der Ernst der

Zeit hat ihn dem ihm lieb gewordenen Orte entrückt, und die Wogen des Bürgerkampfs haben ihn, der doch vom Kriege nichts verstand (s. O. III, 14. Ep. II, 1, 124) unter die Waffen geführt, „die dem Arm des Cäsar Augustus nicht gewachsen sein sollten“. Als ihm Philippi den Laufpaß gegeben, trieb ihn, dem die Flügel beschnitten waren, der gedemütigt und des väterlichen Hofes beraubt zurückkam, die dreiste Armut an, Verse zu machen. Aber wenn er nun soviel hat, daß es ihm nicht mehr fehlt (*quod non desit habentem* jedenfalls eigentümlich, entweder = *tantum ut non*, oder = *quoad non desit*), müßte er nicht verrückt sein, wenn er es nicht für besser hielte zu schlafen als Verse zu machen? — Man braucht, denke ich, gar keine langen Beweise beizubringen, um darzuthun, daß Horaz scherzt, daß er Florus und seine Leser verblüffen will, wenn er scheinbar in allem Ernst als Entstehungsgrund seiner ganzen poetischen Laufbahn das Streben hinstellt, das Verlorene wiederzugewinnen, und behauptet, jetzt das Dichten nicht mehr zu bedürfen, da er ja zu leben habe! Thatsächlich ist ja z. B. das, was man an Horaz besonders schätzt und was auch Florus gerade von ihm will, seine lyrische Dichtung, vorzugsweise in der Zeit geflossen, wo er schon im Besitz seines Güтчens war.

Aber das ist nur Eines: ein Stück ums andere nehmen die dahingehenden Jahre als Raub von uns mit; mir haben sie den Scherz, die Liebe, die Freude an Gelagen, kurz alles, was ich „Spiel“ heiße, genommen; jetzt streben sie mir das Dichten zu entwenden; was soll ich machen? (d. h. gegen die *vis major* kann ich doch nicht streiten. Der Grund ist annehmbar; cfr. Ep. I, 7, 25 ff. 14, 32 ff.).

Endlich (es kommt aber unversehens noch mehr als ein Grund, damit Florus gegen die ganze Reihe gar nicht ankommen kann) hat jedermann im Publikum wieder einen andern Geschmack: der will Oden, der Jamben (Epoden), jener Plaudereien mit scharfem Pfeffer (Anspielung auf die drei Gattungen, in denen Horaz schon gedichtet). Es ist wie bei einer Mahlzeit, wo der Gastwirt bei nur drei Tischgenossen in Verlegenheit kommt, was er ihnen vorsetzen soll. — Florus wird den Einwand nicht gelten lassen, aber Horaz stellt ihn wie unanfechtbar hin.

Abgesehen von allem dem meinst du, ich könne in Rom dichten (wo also Horaz vorübergehend ist), unter soviel Aufregungen und Geschäften? Und nun kommt die Schilderung des

unruhigen Lebens in der Hauptstadt voll herrlicher Laune: jetzt soll ich Bürgerschaft leisten, jetzt eine Recitation anhören und alles dem zuliebe im Stich lassen. Da liegt einer auf dem Quirinal, ein anderer weit draußen auf dem Aventin krank, beide muß ich besuchen — recht angenehme Entfernungen! Aber, sagst du, die Straßen sind ja sauber, du kannst ja auch unterwegs dichten. So? Da stürmt ein Unternehmer mit Maultieren und Trägern daher, dort windet eine Maschine Balken oder Steine empor; Leichenzüge geraten mit Lastwagen in förmlichen Ringkampf, da rennt ein toller Hund, dort ein schmutziges Schwein daher! Da geh hin und dichte einmal bei solchem Lärm bei Tag und bei Nacht! Nun, wirst du sagen, bleibe zu Haus und dichte im Stillen! Ja, aber da könnte es mir gehen wie jenem dir bekannten Genie, das in dem stillen Athen sieben Jahre lang ins Studium versunken gelebt hat und nun schweigsamer geworden ist als eine Bildsäule, so daß man über seine Erscheinung lacht, so oft er sich öffentlich zeigt; ich könnte zum Sonderling werden, was ich auch nicht will (es scheint mir das Einfachste, an eine dem Florus und andern Lesern bekannte Persönlichkeit zu denken, mit der es, nachdem sie sieben Jahre in Athen gelebt, jetzt soweit gekommen ist; daher *desumpsit, dedit, insenuit* neben *exit, quatit*).

Aber endlich: ich mag überhaupt nicht mehr dichten. Allerdings steht V. 87 ein Übergang wie *denique* V. 58, *praeter cetera* V. 65 nicht; aber Horaz will mit der ununterbrochenen Reihe immer neuer Gründe den Leser überschütten und überläßt es ihm, hintendrein die Sichtung vorzunehmen. Wieder zunächst ein Beispiel, dessen Nutzanwendung nachfolgt. Die Schwierigkeit des überlieferten *frater erat Romae consulti rhetor* scheint mir von den Erklärern übertrieben; das vorgeschlagene *fautor* wäre ja wohl passend, ist aber nicht nötig; *frater* = *adeo frater, ut*. Zwei Brüder in Rom, der eine ein Anwalt, der andere ein Redner, verherrlichten sich gegenseitig und wurden dadurch zum allgemeinen Gespött. Aber treiben wir Dichter es anders? (Wieder kommt nun der Kunstgriff, daß Horaz sich mit der Dichterschaft zusammenfaßt wie Ep. II, 1, 111. 219, hier aber bloß als Vorsichtsmaßregel für den Augenblick, mit dem Entschluß, der Sache ein Ende zu machen). Jedes Werk, das da erscheint, wird wie ein Kunstwerk der Musen angestaunt. Sieh nur, mit welcher Wichtigthuerei wir uns nach dem Heiligtum für römische Sänger umschauen (der Bibliothek im Apollo-

tempel) und dann folge mir unbemerkt zu einer Recitation (bei der kein Uneingeweihter zugelassen wird). Da geht es zu wie bei einem Scheingefecht von Gladiatoren, das zur Unterhaltung der Gäste beim Mahle aufgeführt wird, Schlag folgt auf Schlag; nur sind die Hiebe, die hier erfolgen, die Vorlesung und die Kritik von beiden Seiten; mein Zunftgenosse macht mich zum Alcäus, ich ihn zum Callimachus, oder wenn ich merke, daß ihm das nicht genug ist, zum Mimnermus. Ich lasse mir, fügt er hinzu, so lange ich selbst dichte, vieles gefallen, um das reizbare Volk der Sänger zu besänftigen; aber ich thue es zugleich, um dereinst, und dieser Augenblick ist jetzt da, wenn ich die Dichtkunst aufgegeben habe und wieder ganz bei Verstand bin, ungestraft mir die Ohren gegen das Vorlesen verstopfen zu dürfen (ut placem — ut idem obdurem sind die zwei Absichtssätze, die erklären sollen, weshalb er sich eine Zeit lang vieles gefallen läßt; auch hier hat man unnötig viel Schwierigkeiten gefunden). Schlechte Dichter werden verlacht; aber wie sie sich gegenseitig beräuchern, so treiben sie auch Götzendienst mit sich selbst (se venerantur). Mir aber hat dies das Dichten entleidet.

Und dazu kommt noch meine Einsicht in das, was zu einem guten Gedicht gehört, verbunden mit dem Gefühl, daß ich das nicht mehr leisten kann. In diesem Zusammenhang bringt er eine besonders mit III, 3, 438 ff. zusammenstimmende Darstellung der Aufgabe des Dichters, nur daß er das Amt eines ehrlichen Censors oder Aristarch, das dort von Quintilius Varus ausgesagt ist, selbst gegen sich übernehmen soll: unerbittlich soll er in seinen Produkten ausstoßen, was seine Stelle nicht ausfüllt, ob es noch so ungerne wieche und noch im Heiligtum der Vesta bewahrt wäre (also noch nicht herausgegeben, noch in den scrinia des Dichters, wo er selbst wenigstens nach V. 107 ff. seine Freude daran haben könnte); Veraltetes soll er hervorholen, Neues aufnehmen, was der schöpferische Sprachgebrauch geschaffen, und gleich einem klaren, vollen Strom Latium mit schöner Sprache beglücken (der Dichter legt wie der dem rednerischen Sprachgepränge holde Südländer überhaupt das größte Gewicht auf die sprachliche Schönheit der Poesie), und dabei soll er, so schwer die Aufgabe ist, sich den Anschein der spielenden Leichtigkeit zu geben wissen, gleich dem Tänzer, der in einem Augenblick nacheinander den flinken Satyr und den plumpen Cyklopen tanzt (cfr. zu dieser Vergleichung II, 1, 210 f.).

Sollte ich nun etwa, der ich mir aller dieser Schwierigkeiten bewußt bin, lieber mich über mich selbst täuschen und mich dabei von andern, die den klaren Blick haben, als verrückt ansehen lassen, statt weise zu sein und mich höchstens über meine Unfähigkeit zu ärgern? Nein, denn sonst gliche ich jenem Mann von Argos, der, im ganzen ein recht ordentlicher und anständiger Mann, an einer fixen Idee litt und von dieser geheilt dessen nicht froh war, sondern den Seinen schwere Vorwürfe machte (das Fragezeichen hinter ringi V. 128 scheint mir unentbehrlich. Auch diese Anekdote, besonders mit den Einzelheiten, in denen sich die sonst leidliche Art des Mannes darstellt, daß er z. B. nicht toll wird, wenn die Sklaven eine Flasche angebrochen, oder daß er einem Stein und einem offenen Brunnen ausweichen kann, ist recht artig gegeben). Unstreitig ist es einer solchen Selbsttäuschung gegenüber besser und zeitgemäß, die Kleinigkeiten, die Tändeleien alle aufzugeben und das Spielen der Jugend zu überlassen, zu trachten nicht nach der Harmonie der Dichtung und des Versbaus, sondern nach der Harmonie des Lebens.

„Deshalb spreche ich also zu mir und erwäg' es in der Stille“. Es ist vor allem zum richtigen Verständnis des folgenden zweiten Hauptteils von V. 145 an festzustellen, daß der ganze folgende Inhalt als Selbstgespräch zu fassen ist, daß also mit tu Horaz zunächst sich selbst meint, wenn natürlich auch wie sonst oft allgemein anwendbare sittliche Regeln vorkommen. Die Stelle V. 158 ff. läßt sich nur unter dieser Voraussetzung richtig verstehen.

Wenn dir, sagt Horaz zu sich, keine Menge Wassers den Durst löschen könnte, wenn du also an starkem Fieber littest, so würdest du es den Ärzten sagen. Wenn aber deine Wünsche, so viel du dir auch erworben, nicht zu befriedigen sind, so legst du darüber niemand ein Geständnis ab? (cfr. I, 1, 94 ff., wie überhaupt der zweite Teil unserer Epistel mit jener besonders viele Berührungspunkte hat). Und ebenso wenn eine Wunde von einem bestimmten Heilmittel, das man dir angegeben, nicht gebessert würde, so würdest du doch den Gebrauch dieses Heilmittels aufgeben. Nun hat man dir in der Welt gesagt, wer reich werde, der werde auch weise oder erlange alle Vorteile der Welt, und wenn du nun um nichts weiser bist, seitdem du mehr hast, willst du doch jenen Lehrmeistern noch folgen? Ja freilich, wenn der Reichtum dich klug machte, wenn er deine

Begierden dämpfte und dir alle Furcht benähme, dann wäre es ja nur konsequent, so habgierig als möglich zu sein, ja du müßtest dich schämen, wenn du es nicht wärest. Nein, vielmehr beruht die ganze Vorstellung von dem Glück, das großer Besitz schaffe, auf reiner Einbildung. Ich brauche mir die ganze Sache nur anders vorzustellen, so bin ich, auch ohne im gewöhnlichen Sinn des Worts begütert zu sein, so gut Grundbesitzer als irgend jemand. In diesem Zusammenhang entwickelt Horaz eine Theorie über den Besitz, deren Bedeutung die Erklärer nicht genügend würdigen.

Wenn Eigentum ist, sagt er, was man durch Kauf erwirbt oder eine bestimmte Zeit in ununterbrochenem Besitz hat, so ist das Grundstück, das dich ernährt, d. h. dessen Ertrag du da oder dort aufkaufst, um davon zu leben, dein Eigentum, und der Gutsverwalter eines Fremden, der das Gut umtreibt, von dessen Ertrag du dich dann nährst, hat eigentlich in dir seinen Herrn zu sehen. Du gibst ihm Geld, er dir dafür Trauben, Hühner, Eier, Wein. Natürlich kaufst du so allmählich das Grundstück, das vielleicht dereinst 300 000 Sesterz oder mehr gekostet hat. Es ist ja ganz eins, ob du von etwas lebst, das du neuerdings oder das du schon vor langer Zeit gekauft hast. Der Käufer eines Grundstücks, das einst zur Markung von Aricia oder Veji gehört hat, speist gekauften Kohl, ob er es auch anders ansieht; gekauft ist das Holz, das er aus seinem Walde holt, um seinen Kessel zu wärmen. Aber freilich er nennt sein eigen das ganze Land bis an die Grenzmark, wo die Pappel steht, die hochragend, weit ins Land hinausschauend „von jeher dem Streit mit den Nachbarn aus dem Wege gegangen ist“. (Die Beanstandung von *refugit*, besonders auch des Perfekts, beruht auf Verkennung der in diesem Ausdruck liegenden malerischen Kraft: die Grenzpappel als festes, weitragendes Zeichen ist von jeher, d. h. seitdem sie dasteht, bestimmt, den Streitigkeiten mit den Nachbarn vorzubeugen, sie von vornherein unmöglich zu machen. Statt nun aber ein Zeitwort zu wählen, das bei dieser Vergleichung des Baums mit einem Grenzwächter die aktive Abwehr bezeichnen würde, wie etwa das von Horkel vorgeschlagene *refringit*, nimmt Horaz ein solches, das vielmehr die Ablehnung, den passiven Widerstand ausdrückt = die Pappel ist vor dem Streit zurückgewichen. Der Ausdruck ist kühner, ungewöhnlicher, aber nicht unmöglich, und eben mit Beziehung auf solche Wendungen habe ich

in den „Studien“ p. 69 gesagt: „Der Humor wird im Lateinischen sogut als in andern Sprachen zu den kühnsten, ungewöhnlichsten Bildern zu greifen geneigt sein“. Cfr. zu dem Ganzen die Stelle in Schillers „Spaziergang“: der Pappeln stolze Geschlechter zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher). Als ob irgend etwas Eigentum zu nennen wäre, das in einem Augenblick, bald durch Bitten, bald durch Kauf, bald durch Gewalt, bald schließlich durch Tod den Herrn wechselt! Weil denn also keinem ein bleibender Gebrauch gestattet ist und ein Erbe auf den Erben des zweiten Besitzers (*alterius*) folgt wie eine Welle auf die andere, was helfen Flecken, was Speicher vom Segen gebogen, was lukanische Waldtriften an kalabrische angeschlossen, wenn der Orcus doch unerbittlich Großes und Kleines niedermäht?

Diese ganze Stelle V. 158—179 läßt sich nur als Ausdruck humoristischen Spiels mit der Wirklichkeit verstehen. Von Ernst kann ja nicht die Rede sein, sonst käme man zuletzt darauf hinaus, Horaz kommunistische Ideen zuzutrauen, ihm, der auf *segetis certa fides meae* O. III, 16, 29 f. etwas hält. Er sagt ja, wohlgemerkt, das Ganze zunächst zu sich, stellt es nicht als allgemeine Theorie auf, und sagt es in dem Sinn: du darfst dir ja nur die und die Vorstellung machen, dann kannst du dich mit Fug und Recht als Grundbesitzer sogut betrachten, als den, der es nach den gewöhnlichen Begriffen der Welt ist und doch nach den thatsächlichen Verhältnissen nicht ist! —

Alle diese Besitztümer und alle die Schätze, die sich damit erwerben lassen (V. 180 f.) erweisen sich ja auch dadurch als entbehrlich, daß manche sie thatsächlich nicht haben, da und dort einer sich gar nicht darum bekümmert sie zu haben (daß Horaz mit *est qui non curat habere* speziell sich, nicht bloß den Weisen überhaupt meint, ist doch klar; die Stelle wäre sonst salzlos und das V. 205 kommende *non es avarus* wäre nicht begründet). Woher solche Verschiedenheiten unter den Menschen, oft den sich am nächsten stehenden, kommen, das weiß niemand zu erklären, „das weiß der Genius“, das ist das Geheimnis der schöpferischen Naturkraft, aber eine Thatsache ist es darum nicht minder. So will denn auch ich meinem Genius folgen, das ist der vermittelnde Gedanke von V. 190, und meinen Besitz mit Maß, ohne Geiz und ohne Verschwendung genießen, zugleich aber auch durch Nachdenken und Studium mir über die richtige Grenze zwischen den Extremen klar zu

sein suchen. Denn diese Grenze ist da, und du solltest (sagt Horaz mit heiterer Reminiscenz an die Jugend) lernen den Augenblick zu genießen wie das Kind die schöne Ferienzeit. Nur Eines ist mein Wunsch: schmutzige Armut möge mir erspart bleiben (*modō — procul absit*, woraus wohl *domo* und dann *domus* entstanden, das wegen des unmittelbar folgenden Bildes von *navis* hier kaum zu brauchen ist)! Ob ich dann auf einer stolzen Jacht oder auf kleinem Kahn dahinfahre, ich fahre doch (cfr. O. III, 29, 62 ff.), nicht zu den bestgestellten zu rechnen, aber auch nicht zu denen, die am übelsten daran sind, sondern eben wie ich es wünsche, in der rechten Mitte.

Nun also, sagt Horaz weiter zu sich selbst, wirst du denken: habgierig bin ich einmal nicht! Geh mir fort! Wenn auch etwa frei von diesem allergewöhnlichsten menschlichen Fehler, bist du darum überhaupt fehlerfrei, frei von Ehrgeiz, Todesfurcht, Jähzorn, frei von dem weitgreifenden Aberglauben? dankbar für jedes weitere Lebensjahr? zur Verzeihung geneigt gegen Freunde? wirst du milder und besser mit zunehmendem Alter? Was hilft dich ein Dorn, den du ausziehst, wenn du so viele andere stecken läßt? Verstehst du die wahre Lebenskunst nicht von selbst, so wird sie dir eben vom Alter mit Gewalt beigebracht oder nahegelegt werden. Dann geht es dir wie dem Trunkenen, der nicht zur rechten Zeit vom Gelage aufgestanden und der nun von den mutwilligen Zechgenossen fortgejagt wird. (Ich glaube keine Veränderung des Textes vornehmen, aber die richtige Auffassung begründen zu sollen; zur Vergleichung ziehe ich Ep. I, 14, 36 bei: *nec luisse pudet, sed non incidere ludum*: mit zunehmendem Alter muß der Mensch über das bloße *ludere*, über alle die Nichtigkeiten und Eitelkeiten des Lebens hinwegkommen zu ernsterer Auffassung, zur Arbeit an der Veredlung seines Innern. Thut er das nicht, bleibt er zu lange am „Bankett des Lebens“ sitzen, d. h. zu lang hängen an den bloßen Lustbarkeiten des Daseins, so geht es ihm wie dem, der bei einem wirklichen Bankett das Maß überschreitet und dann zum Gespött der mutwilligen Jugend wird. Das Leben mit seinen verschiedenen Perioden, Jugend und Alter, wird also mit einem Bankett verglichen: wie man dieses im richtigen Moment muß verlassen können, um sich nicht lächerlich zu machen, so muß man den Übergang von der Lust zum Ernst des Lebens richtig zu treffen wissen, sonst übernimmt das Leben selbst die Rolle der Zurechtweisung. Bild und Sache aber sind wie oft bei

Horaz ineinandergeflossen (cfr. z. B. Ep. I, 7, 73 ff.); der Hauptsinn bleibt zuletzt: lebst du nicht den Mahnungen der Weisheit entsprechend, so ist dein Leben wertlos!

Teils in der heiteren Fülle von Gründen, weshalb er nicht mehr dichten wolle, teils in dem gemütlichen Selbstgespräch über den Wert der Arbeit an dem eigenen Herzen auf Grund philosophischer Überzeugung haben wir eines der bezeichnendsten Produkte der humoristischen Weltanschauung unseres Dichters vor uns.

3.

Bei der speziellen Aufgabe, die ich mir gestellt, das wenn auch nicht verkannte, doch vielfach nicht in seinem Zusammenhang erfaßte komische und humoristische Element in Horaz zur Geltung zu bringen, könnte ich mich versucht fühlen, in diesem so schwierigen Stück mich auf die Hervorhebung der besonders komischen und humoristischen Stellen zu beschränken; aber angesichts der Lebhaftigkeit des Streits, der gerade neuerdings wieder über die ganze Konzeption des Briefs entbrannt ist, kann niemand, der sich mit demselben überhaupt befaßt, an dieser Frage vorbeikommen. Doch zunächst in möglichster Objektivität eine Skizze des Inhalts!

Wollte ein Maler, beginnt Horaz, an ein menschliches Haupt einen Pferdehals fügen, dann noch Glieder von anderen Tieren daran malen und diese mit buntem Gefieder bedecken, so daß, was oben ein reizendes Weib war, in einen häßlichen Fischleib ausliefe, so wäre das einfach ein lächerlicher Anblick. Nicht anders aber wäre es mit einem Buch, dessen Gebilde gleich den Träumen eines Fieberkranken Wahngebilde sind, wo Kopf und Fuß nicht zusammenstimmen. Aber, möchte man etwa sagen, Maler und Dichter haben doch von jeher die Befugnis zu jeglicher Kühnheit? Gut, die gewähre ich und nehme sie ebenso für mich in Anspruch; aber es darf keine Unnatur dabei herauskommen, es darf nicht friedlich und wild durcheinandergeworfen werden, „nicht Vogel und Schlange, nicht Tiger und Lamm sich gatten“. Oft wird vom Dichter an ein ernstes Gedicht noch ein roter Lappen genäht, um weithin zu glänzen; da wird noch Dianens Hain und Altar, ein sich schlängelnder Bach auf lieblichen Auen, der Rheinstrom, ein Regenbogen geschildert, ganz recht — aber hier war es nicht am Platz! Als Maler verstehst du vielleicht eine Cypresse zu malen und malst flugs

eine solche auf eine Votivtafel, wo ein Schiffbrüchiger glücklich ans Land schwimmt. Oder du fängst auf der Töpferscheibe eine edle Amphora an, und zuletzt wird ein gemeiner Wasserkrug daraus. Kurz, das Mindeste, das man von jedem Dichterkwerk verlangen muß, ist die Einheitlichkeit (V. 23 quidvis).

Diese Verfehlung gegen die Einheitlichkeit, fährt Horaz fort, indem er zum zweitenmal die Adressaten, die Pisonen, Vater und Söhne anredet, entspringt einer falschen, einseitigen Auffassung des Richtigen: wie wir Dichter z. B. leicht dunkel werden, wo wir kurz sein möchten, schwülstig, wo erhaben etc., so vereinigen wir auch etwa um der Mannigfaltigkeit der Darstellung willen unvereinbare Dinge, setzen einen Delphin in den Wald, einen Eber ins Wasser (prodigialiter V. 29 beziehe ich zu cupit = wer in ungeheuerlicher, übertriebener Weise wünscht). Kunstverständnis allein kann vor solchen Fehlern bewahren. So geht es auch in der bildenden Kunst: der niedrigste (imus) Künstler versteht es vielleicht Nägel und Haare in Erz schön darzustellen, aber es gelingt ihm kein Ganzes (Aemilium circa ludum mit dem Bedürfnis lokaler Individualisierung). Ich möchte das sowenig als selbst eine schiefe Nase neben schönen Augen und schönem Haare haben. — Das alles ist die uns wohlbekannte drastische Illustration allgemeiner Gedanken bei Horaz (V. 24—37).

Der Forderung, ein Ganzes zu liefern, wird aber nur genügen können, wer einen seiner Kraft entsprechenden Stoff wählt; in diesem Fall wird es nicht an richtigem Ausdruck, nicht an lichtvoller Ordnung fehlen. Die Ordnung besteht darin, daß der Dichter alles an der richtigen Stelle bringt, nicht alles auf einmal sagen will, sondern eines oder das andere auch verschieben oder weglassen kann (freilich eine sehr allgemeine Bestimmung! Hoc amet — auctor rechne ich als V. 46, auctor also als Subjekt aller Nebensätze mit ut). Was den Ausdruck betrifft, so hat auch der moderne Dichter das Recht, den Sprachgebrauch zu erweitern, besonders indem er aus griechischer Quelle schöpft, sogut als ein Cäcilus und Plautus in der alten Zeit, wo die Römer noch den Gürtelschurz trugen. Dieser Gedanke, der sich mit II, 2, 115 ff. nahe berührt, wird mit ziemlicher Weitläufigkeit teils in der schönen Vergleichung mit den absterbenden und neu aufspriessenden Blättern des Waldes, teils unter Hinweisung auf die Vergänglichkeit der

stolzesten Menschenwerke sogut als der Sprache ausgeführt. Über Entstehen und Vergehen des Ausdrucks entscheidet die Macht des Sprachgebrauchs (V. 38—72).

Daß an diesen Punkt von V. 73—85 ungezwungen sich die Aufzählung der verschiedenen Versmaße anschließen kann, ist zuzugeben; nur wird man nach der ganzen Art der Anfügung nicht herausfinden können, daß hiemit ein zweiter Hauptteil eingeführt sei, wie Schütz will. Im ganzen gehört dies noch zu dem Gebiet der *facundia* (V. 41). Es werden nacheinander Homers epischer Hexameter, das elegische Distichon, dessen Erfinder unbekannt ist, als Ausdruck teils der klagenden Wehmut, teils des befriedigten Wonnegefühls, der archilochische Jambus, ein Maß, welches auch für die Komödie und für die Tragödie besonders geeignet war, und endlich die lyrischen Metra in Anwendung auf Hymnen für Götter und Heroen, auf Siegeslieder, Lieder der Liebe und des Weins aufgezählt, und zwar geschieht das wohl in poetischem, sich über die Prosa erhebendem Ausdruck (z. B. V. 79: den Archilochus hat seine Wut mit dem ihm eigenen Jambus bewaffnet), aber kurz, gedrängt, mehr lehrhaft, ohne die Breite der Ausmalung, wie sie Horaz sonst so gerne sucht.

Mehr in solcher Sprache ist nun das folgende gegeben, mit dem wir aber auf einmal, nachdem seither von allen Dichtungsarten die Rede gewesen, auf den Boden des Drama versetzt sind: kann ich die besondere Färbung jeder Gattung nicht treffen, so verdiene ich den Namen eines Dichters nicht: ein komischer Stoff will nicht in tragischer Darstellung gegeben sein, Thyests grausiges Mahl sträubt sich gegen eine sich der Komödie annähernde Sprache. Freilich erhebt auch die Komödie zuweilen ihren Ton, und im Zorn poltert ein Chremes schwülstige Worte heraus, und tragische Figuren wie Telephus und Peleus werfen in der Klage allen Wortschwall und die „andert-halbfußlangen Wörter“ von sich (V. 86—97, wobei ich *si curat* als Vordersatz zum folgenden beziehe). Das aber richtig zu treffen ist Sache des lebendigen Gefühls, ohne welches der Dichter nichts vermag: er muß im stande sein, das Herz des Zuhörers nach allen Seiten zu lenken. Wie das menschliche Gesicht mit Lachenden lachen, mit Weinenden weinen kann („freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden!“ Römer 12, 15; ganz richtig wohl *adflect*, nicht *adsunt*, V. 101), so muß auch der Dichter vor allem von der Empfin-

dung ergriffen sein, die er in dem Zuschauer erwecken will. Die Natur gestaltet uns zuerst innerlich für jede äußere Darstellung, sie regt uns zum Zorn, zur Trauer, zur Angst an, und dann bringt sie mit Hilfe der Sprache die verschiedenartigen Gemütsbewegungen zur äußeren Erscheinung, d. h. die Affekte gehen von innen nach außen, und wenn das der Dichter versäumt, wenn die Worte, die er seinen Figuren in den Mund legt, ihrer Lage nicht entsprechen, so läßt „das römische Volk zu Roß und zu Fuß“, d. h. Ritter = Gebildete, wie Ungebildete ein lautes Gelächter erschallen (V. 98—113). Wie aber die Sprache im ganzen der dramatischen Situation entsprechen muß, so muß auch für jede einzelne dramatische Figur der richtige Ton getroffen werden; es ist ein großer Unterschied, ob ein Gott spricht oder ein Halbgott, ein gereifter Alter oder ein jugendfrischer Hitzkopf, eine würdige Matrone oder eine emsige Amme, ein unstäter Handelsmann oder ein seßhafter Bauer, ein Kolcher oder ein Assyrier, ein Thebaner oder ein Argiver (V. 114—118). Sobald Horaz Gelegenheit hat, poetisch zu individualisieren, so gewinnt das Ganze an Leben. Das wird nun mit Rücksicht auf bekannte dramatische Stoffe weiter ausgeführt, nur daß mit V. 119, der ganz wohl an seiner Stelle bleiben kann, eben auf den Unterschied aufmerksam gemacht wird, daß der Dichter sich an die überlieferten und schon von andern behandelten Mythen halten oder einen Stoff neu wählen kann: bringst du etwa den edlen Achill auf die Bühne (warum honoratus, das nach der richtigen Bemerkung von Schütz = *κλυτός*, *ἀγλαός*, nicht passen soll, ist unerfindlich), so entspreche er der hergebrachten Vorstellung von einem Achill; Medea sei stolz und unbändig, Ino thränenreich, Ixion treulos, Jo unstät, Orestes schwermütig. Wenn du aber etwas noch nicht Behandeltes auf die Bühne bringst, so ist die Aufgabe, die einmal angenommene Rolle übereinstimmend durchzuführen. Schwer ist es wohl, einen allgemeinen, d. h. von allen gekannten und von vielen schon behandelten Stoff in eigentümlicher Weise aufzufassen; aber doch ist es richtiger, die Ilias z. B. einfach in Akte zu zerlegen, d. h. etwas allgemein Bekanntes noch einmal dramatisch zu gestalten, als das Wagnis auf sich zu nehmen, etwas Neues zum erstenmal zu geben. (Anders kann der Zusammenhang von V. 128—130 kaum genommen werden, als daß tuque etc. gegensätzlich aufgefaßt wird, was Ribbek mit Einsetzung eines Verses und Schütz ohne Änderung erreichen will. Wenn aber tuque

die adversative Bedeutung kaum ausdrücken kann, so wäre dafür *sed tu* oder *verum* zu lesen). Ein schon behandelter Stoff (also *publica materies* = *communia* V. 128) wird eigentümlich gewendet, wenn man nicht zu ängstlich in dem ausgetretenen Geleise bleibt. Ein Übersetzer (also nach *orbem* Punkt!) soll nicht meinen, Wort für Wort geben zu müssen, ein Nachahmer sich nicht so einengen, daß er aus Bescheidenheit dem Original gegenüber, oder um den Plan des Ganzen nicht zu verrücken, gar keine freie Bewegung mehr hat (lauter sehr allgemein gehaltene und wegen ihrer negativen Fassung sehr wenig anschauliche Regeln, die genauer ausgeführt sein müßten).

Hat Horaz schon mit V. 129 an Homer erinnert, so knüpft er jetzt V. 136 an den Eingang der Odyssee die Mahnung an, eine Dichtung nicht in pomphafter Weise zu eröffnen, der dann nur ein dürftiger Fortgang entspreche, „wo Berge kreißeln und ein lächerliches Mäuschen herausspringt“. Wie ganz anders Homer, der bescheiden mit Anrufung der Muse beginnend nicht aus Flammen Rauch, sondern aus Rauch Flammen entstehen läßt und dann nach einander alle die Wunder seiner Poesie entfaltet! Er beginnt nicht mit dem Doppelpiel der Leda, um auf den trojanischen Krieg zu kommen; immer eilt er dem Ende zu, ohne durch Nebensächliches den Gang der Entwicklung zu hemmen, reißt den Leser mitten in die Sache hinein, als müßte er sie schon kennen, er läßt beiseite, was der Darstellung keinen Glanz geben könnte, er „lügt mit Kunst“, er mischt Wahres und Unwahres, d. h. Menschenmögliches und Wunderbares so, daß für die Phantasie des Lesers doch alle Stücke zusammenstimmen (V. 136—152. Damit sind wir allerdings für den Augenblick auf die epische Dichtung zurückgeführt, aber auch der Dramatiker kann aus diesen Regeln etwas lernen).

Daß nun in V. 153 gleichsam ein neuer Anfang gemacht ist, womit der Dichter auf die Anforderungen an richtige Behandlung des Dramas zurückkommt, und daß er bei diesem Thema bis V. 294 bleibt, selbst indem er Dinge, die schon im Vorhergehenden behandelt sind, wenn auch vielleicht von etwas anderem Gesichtspunkt aus wieder aufnimmt, kann man nicht bestreiten: Was ich mit dem ganzen Publikum verlange, sagt er, laß dir sagen: wenn du Zuschauer haben willst, die geduldig und gespannt bis zum Ende der Vorstellung ausharren, so mußt du vor allem jede Altersstufe charakteristisch auffassen (wozu V. 114 ff. zu vergleichen). Der Knabe verlangt mit seinen

Altersgenossen zu spielen, ist schnell zum Zorn gereizt, aber auch leicht versöhnt, stündlich ein anderer. Der Jüngling, der endlich seines Mentors ledig ist, hat seine Freude an Pferden und Hunden und an allem Sport des Marsfelds, ist „offen des Verführers Rat“, abweisend gegen jeden Sittenprediger, nicht auf den Nutzen bedacht, verschwenderisch mit dem Geld, schwärmerisch, leidenschaftlich, schnellwechselnd in seinen Neigungen. Der Mann, weg über solche Neigungen, strebt nach Einfluß und Verbindungen, ist ehrgeizig, will nichts unternehmen, das er bald wieder ändern müßte (Anders Schiller in der „Würde der Frauen“: was er schuf, zerstört er wieder, nimmer ruht der Wünsche Streit u. s. w.). Das Greisenalter leidet an vielen Gebrechen: der Greis erwirbt gerne und scheut sich doch, das Erworbene zu genießen; alles treibt er mit kühler Überlegung, schiebt alles auf, handelt nicht, ist mürrisch, zur Klage geneigt, ein Lobredner der alten Zeit seiner Kindheit, der die Jugend hofmeistert. Solche Unterschiede wollen richtig eingehalten sein (V. 156--178).

Daran reiht sich die Unterscheidung der Dinge, die auf der Bühne dargestellt und die als geschehen bloß berichtet werden. Wirksamer ist natürlich der Anblick der Handlung selbst; aber Dinge, die zu gräßlich sind, wie der Kindermord der Medea, die Bereitung des greulichen Mahls von seiten des Atreus, oder solche, die rein wunderbar sind wie die Verwandlung der Procne in einen Vogel, des Cadmus in einen Drachen, gehören nicht auf die Bühne (V. 179—188). Fünf Akte sind die richtige Länge für ein Bühnenstück. Keinen deus ex machina ohne Not! Nicht mehr als drei Personen im Dialog! (V. 189—192. Mit nec — nec aneinandergereiht, ohne innerlich eng zusammenzugehören, sind diese Regeln ganz kurz abgemacht, als harrten sie noch einer späteren ausführlichen, plastischen Bearbeitung. Ich möchte sie mit den von Vergil in der Komposition der Äneis so genannten tibicines — cfr. „Studien“ p. 4 — vergleichen, welche später auszufüllende Lücken andeuten).

V. 193—219 kommt der Chor und, wie leicht erklärlich, die Musik an die Reihe; die Anknüpfung ist dadurch hergestellt, daß Horaz dem Chor im ganzen die Rolle eines weiteren vierten Schauspielers zuweist, und zwar soll er, ohne Gesänge vortragen zu dürfen, die mit der Handlung gar nicht zusammenhängen, die höhere Sittlichkeit im Stück vertreten: er stehe den Gutgesinnten mit freundlichem Rat zur Seite, lenke die Zornigen,

besänftige die Leidenschaftlichen, lobe einfache Kost, des Rechts wohlthätige Herrschaft und Ruhe bei offenen Thoren, wahre das anvertraute Geheimnis und bete zu den Göttern um Spendung von Glück für die Bedrängten, um dessen Aufhören für die Übermütigen! — Die Flöte, zur Begleitung des Chors, war früher noch nicht in Metall gefaßt, schwach und doch genügend, um das freilich noch bescheidenere Theater auszufüllen, wo sich ein kleines und zugleich in seinen Sitten einfaches Volk versammelte. Als aber die Stadt (sicher Rom, nicht Athen, von dem II, 1, 93 ff. die Rede ist) immer größer, das Volk übermütiger und üppiger wurde, kam auch in der Musik mehr Ungebundenheit auf. Der ungebildete Bauer, mit dem gebildeteren Städter im Theater zusammen, verlangte mehr Lärm und Spektakel; der Flötenbläser zog in prächtigem Schleppkleid tanzend dem Chor voran über die Bühne, selbst die ernste Leier wurde lauter, und zugleich die Sprache des Chors selbst ungewöhnlicher, kühner, dunkler gleich Sprüchen des delphischen Orakels.

Wenn nun Horaz weiter V. 220—250 sich mit der Behandlung des der römischen Bühne unbekannten Satyrspiels befaßt, so läßt sich das, wie vielfach und auch von Faltin (Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Neu-Ruppin, 1886) wieder bemerkt ist, nur aus der Rücksicht auf die Pisonen oder einen derselben erklären: Der ursprüngliche tragische Dichter, sagt Horaz, der sich noch um den Preis eines Bocks in den Wettkampf einließ, führte bald auch nackte Satyrn auf und versuchte es unbeschadet der Würde der Götter und Heroen mit Scherzen, um dadurch die rohere Volksmasse zu fesseln. Aber nur dann kann das geschwätzig neckende Satyrspiel gefallen, wenn es zwei Fehler nach entgegengesetzten Seiten vermeidet: die Götter und Heroen, die man in königlicher Pracht und Würde geschaut, dürfen nicht mit gemeinen Worten in den Ton der Schenken herabsteigen, noch andererseits den Boden unter den Füßen verlieren und zu den Wolken hinaufstreben. Die Tragödie ist zu erhaben, als daß sie in leichtfertigen Worten schwatzen dürfte, sie erscheint verschämt unter den Satyrn, wie eine Matrone, die nur an Festtagen tanzen darf. Wäre ich Dichter eines Satyrspiels, so würde ich nicht schmucklose Worte wählen, mich nicht soweit von der tragischen Färbung entfernen, daß zuletzt kein Unterschied mehr bliebe zwischen einem Davus und einer frechen Pythias einerseits, die dem geprellten Herrn ein Talent

abzwackt, und andererseits einem Silen, dem Hüter und Diener seines göttlichen Zöglings. Die eigentliche Aufgabe besteht darin, von bekanntem Stoffe ausgehend ein Kunstgebilde herzustellen, das jeder glaubt fertigzubringen und das er trotz allen Schweißes doch nicht erreichen kann. Der Faun, der in einem solchen Stücke erscheint, darf weder gemein wie ein Mann von der Straße, noch wie ein Redner vom Forum, weder in allzu feinen Worten gleich einem Stutzer, noch in pöbelhaften Ausdrücken sprechen. (Ich fasse also mit andern *innati triviis* und *paene forenses* als Gegensatz, dem dann *aut — aut* chiasmisch nachfolgt. Die Regeln sind negativ gehalten). Leute, die ein Pferd, Ahnen und Vermögen haben (= die Ritter oder Gebildeten) stoßen sich an dem, was den Käufern von gerösteten Erbsen und Nüssen gefällt (dieser letztere Satz bezieht sich zunächst nur auf *innati triviis* und *immunda crepent*).

Daß Horaz V. 251—274 auf den jambischen Senarius der Tragödie und Komödie näher eingeht, kann an sich nicht auffallen, aber man darf nicht übersehen, daß schon V. 79—82 vom Jambus und andern Versarten die Rede war, also die Sache hier, nur weitläufiger in betreff des einen, wieder vorkommt. Die poetische Behandlung einer so trockenen Materie ist übrigens recht hübsch: Jambus heißt das Nachfolgen einer langen Silbe auf eine kurze; sein Charakter ist hüpfende Raschheit. Wiewohl er (der Jambus) ursprünglich sechs Hebungen hatte und von Anfang bis Ende sich gleich war, ließ er doch eben dieser Raschheit wegen auch zwei Füße in einen Doppelfuß zusammengehen und so den Namen „jambischer Trimeter“ aufkommen. Später (wobei man wegen *non ita pridem* nicht an einen litterarhistorischen Irrtum denken darf, das sind ganz unbestimmte Behauptungen, cfr. zu II, 1, 93) nahm der Jambus, um voller und gewichtiger zu lauten, die schweren Spondeen gefällig in sein Reich auf, aber nicht als volle, gleichberechtigte Bundesgenossen, sondern so, daß er sich den zweiten und vierten Fuß vorbehielt. Dieser Jambus erscheint nur selten bei Accius trotz seiner gepriesenen Trimeter, und des Ennius wuchtig auftretende Verse klagt er (der Jambus) der Flüchtigkeit der Arbeit oder der Unkenntnis an. Freilich nicht jeder Kritiker erkennt rhythmische Fehler, und die römischen Dichter haben von jeher große Nachsicht genossen. Soll ich darum mir auch Ungebundenheit erlauben, oder nicht lieber annehmen, daß man alle meine Fehler bemerken werde? Bin ich nur innerhalb

gewisser Grenzen vorsichtig und rechne auf Nachsicht, so entgehe ich vielleicht dem Tadel, Lob verdiene ich nicht. Nein, Freunde, nehmet die griechischen Muster bei Tag und bei Nacht zur Hand! Freilich eure Ahnen haben des Plautus Rhythmen und Witze mit allzu nachsichtiger, ja thörichter Bewunderung gelobt; das müssen wir sagen, wenn anders wir es verstehen, plumpen und gefälligen Scherz zu unterscheiden und mit Finger und Ohr den richtigen Klang eines Verses zu prüfen.

Nun kommt V. 275–294 eine kurze Geschichte des Dramas bei den Griechen und Römern, bei der man aber sowenig als oben V. 254 oder II, 1, 93. 163 auf historische Exaktheit rechnen darf; im Gegenteil weisen ja die Gelehrten nach, daß Horaz sich im einzelnen geirrt hat. Thespis und Äschylus werden hier von den Griechen einzig mit Namen genannt, dann im Anschluß an sie die alte Komödie, nur daß diese, wie in Rom das Volkslustspiel (II, 1, 145 ff.), ausartete und durch Gesetze zur Ordnung gerufen werden mußte. Unsere Dichter haben auf dem Boden des Dramas auch viele Versuche gemacht, und nicht ihr geringstes Verdienst ist es, daß sie die Spuren der Griechen zu verlassen und in der Tragödie wie in der Komödie heimische, nationale Stoffe aufzubringen wagten. Aber Ein Fehler ist zu beklagen: Latium wäre in seiner dichterischen Sprache soweit voran als in Waffentüchtigkeit, wenn nicht jeden einzelnen Dichter „die Mühe und die Zeit der Feile“ abstieße. Ihr, Pisonen, tadelt mir fein ein Gedicht, das nicht längere Zeit und vieles Streichen zurechtgebracht und noch nach seiner Vollendung zehnmal mit dem Nagel geprüft hat!

Wenn nun Faltin p. 8 sagt, der Übergang von V. 294 zu 295 sei nicht bloß äußerlich unvermittelt, sondern es fehle auch die innere Verbindung, so kann ich ihm hierin nicht recht geben. In dem unmittelbar vorausgehenden Abschnitt von V. 285 an hat Horaz nicht von Plautus und andern als „geborenen Geschmackverderbern“, nicht von „einer Art stumpfsinniger Geschmacklosigkeit auf seiten der Römer“ gesprochen, sondern diesen vielmehr Fähigkeiten und Verdienste zugeschrieben (V. 285. 289), nur die pünktliche Feile abgesprochen, und von da ist der Übergang auf die Einbildung der Dichtergenies, die glauben alle Arbeit durch unkultivierte Natürlichkeit ersetzen zu können, nicht so schwer. Überhaupt glaube ich bemerken zu können, daß die Abschnitte von hier an, wenn auch nicht in

logisch strenger Folge, sondern noch in ziemlich loser Verbindung, doch etwas enger sich aneinander schließen, als andere meinen, und daß zugleich mehr und mehr die Form Horazischer Darstellung in heiteren Bildern zur Illustration theoretischer Sätze wie in II, 1 durchbricht.

Weil Demokrit, sagt Horaz, das Genie über die leidige Kunst gestellt und vernünftige Dichter vom Helikon ausgeschlossen hat (cfr. I, 19, 3 ff., wo auch ein einzelnes Wort scherzhaft als von solch verhängnisvollen Folgen begleitet dargestellt ist), so schneidet ein gut Teil der Dichter Nägel und Bart nicht mehr, sie ziehen sich in die Einsamkeit zurück und meiden die Bäder, die Orte der Geselligkeit. So erwirbt man sich Namen und Geltung eines Dichters, wenn man seinen Kopf, den keine dreifache Portion Nieswurz heilen kann, dem Barbier nicht anvertraut. Ich Thor, der ich alle Frühjahre mir die Galle ausputzen lasse! Was wäre ich für ein Dichter geworden, wenn ich das nicht thäte! Doch es ist nun schon einmal so! So will ich denn als Schleifstein dienen, der das Eisen scharf machen kann, ohne selbst zu schneiden, will, ohne selbst zu dichten, die Aufgabe eines Dichters lehren, woher er seinen Stoff bekommt, was den Dichter fördert, was sich geziemt und was nicht, wohin Weisheit und wohin Irrtum führt (Horaz spricht wieder wie S. I, 4, 39 ff. und Ep. I, 1, 10 ff. mit vollem Humor so, als ob er gar kein Dichter oder doch kein Dichter mehr wäre. Zu bemerken ist, daß die Durchführung dieser vier Punkte im folgenden sich nicht streng nachweisen läßt, wie manche Erklärer meinen, wenn auch alle diese Punkte da und dort berührt sind).

Ausgangspunkt und Quelle der Dichtung ist richtige Erkenntnis (V. 309), und diese selbst beruht wieder auf philosophischer Durchbildung in der Schule des Sokrates im weitesten Sinn. Wer hier sich einen Vorrat des Wissens erworben, dem wird auch das richtige Wort zu Gebote stehen. Wer gelernt hat, was er dem Vaterland und was er den Freunden schuldig ist, welche Art von Liebe einem Vater, einem Bruder, einem Gastfreund gebührt, was eines Senators, was eines Richters, was eines Heerführers Pflicht ist, der weiß gewiß das jeder Rolle Anstehende zu geben (mit persona und dem folgenden sind wir deutlich wieder aufs Drama und richtige Charakterzeichnung zurückgeführt). Ein Vorbild für das Leben und die Gesinnung soll der gebildete Dichter im Auge haben und von

daher lebensvolle Worte nehmen (dem ganzen Zusammenhang mit V. 310 ff. entsprechend denkt Horaz an die Aufgabe, durch Aufstellung edler sittlicher Charaktere auf die Sittlichkeit der Zuhörer einzuwirken). Bisweilen macht ein Stück mit treffenden Gedanken und edlen Charakteren auch ohne besondere Anmut, ohne Schwung und Kunst der Darstellung dem Volk mehr Freude als inhaltlose Verse und wohlklingendes Geschwätz. Vorbilder dafür können die Griechen sein; ihnen hat die Muse Geist und liebliche Sprache zugleich verliehen, ihnen, die nach nichts als nach Lob geizten. Bei uns in Rom wird alles ideale Streben von der Rücksicht auf materielle, praktische Interessen überwuchert (cfr. II, 1, 103 ff.). Und nun zur Illustration eine Szene aus einer römischen Schule, wo die Knaben das Aß in 100 Teile zerlegen lernen: der Sohn des Albinus soll sagen, wenn ich von fünf Zwölfteln eines abziehe, was bleibt? Du hättest es schon gesagt haben können! — Ein Drittel. — Gut! Du wirst ein tüchtiger Wirt werden. Und kommt eine Unze zur quincunx hinzu, wieviel ist es dann? — Ein Halb! — Wenn aber solch ein Rost, die bloße Sorge ums Geld, die Herzen erfüllt, können wir dann hoffen, daß Gedichte entstehen, die der Unsterblichkeit wert sind? (V. 309—332).

Welche Gedichte aber sind der Unsterblichkeit wert? Das sehe ich als den zum folgenden überleitenden Gedanken an. Die einen wollen nützen durch Belehrung, andere erheitern, wieder andere beides zugleich. Im belehrenden Gedicht fasse dich kurz und behältlich, alles Überflüssige läuft ab wie bei einem schon gefüllten Gefäß. Was zur Unterhaltung mit freier Phantasie ersonnen ist, muß doch wahrscheinlich sein; man darf nicht — ein echt horazisches Bild — der Lamia nach ihrem Frühstück das Kind, das sie eben gefressen, noch lebend aus dem Leibe ziehen. Die älteren Zuschauer (wobei Horaz wie sonst die Ritter als die Gebildeten voraussetzt) verwerfen, was ohne allen sittlichen Wert ist, die jüngeren gehen an rein ernsten Dichtungen stolz vorüber. Darum wer beides verbindet, Unterhaltung und Belehrung, der gewinnt alle Stimmen; ein solches Buch, fügt er scherzend hinzu, trägt den Sosiern schweres Geld ein, dringt übers Meer und verschafft seinem Verfasser Ehre für alle Zeiten (V. 333—346).

In betreff der Verse 347—390 stelle ich mich im ganzen auf die Seite Faltins, sofern ich zugebe, daß nicht alle als von Horaz gesprochen gedacht werden können, sondern daß in der

von ihm schon in den Satiren und oben V. 9 ff. nur nicht so lang ausgeführten Weise Einwurf und Antwort abwechseln. V. 347—365 sind der Einwand eines in der Kritik weit mehr zur Nachsicht geneigten Gegners, etwa des *major juvenum*, V. 366 ff. die Entgegnung des Horaz, der an seinem Standpunkt festhält. Solch erhabener Dichtung gegenüber, sagt jener, giebt es aber doch auch verzeihliche Fehler: auch eine Saite tönt ja nicht immer wie man möchte, ein Bogen trifft nicht immer sein Ziel. Sind also nur mehr Glanzpunkte im Gedicht vorhanden, so kann ich an einigen Flecken keinen Anstoß nehmen, die von Sorglosigkeit oder allgemein menschlicher Schwäche herrühren. *Quid ergo est?* = was folgt nun daraus? wirft jetzt Horaz dazwischen und erwirkt dadurch auf der einen Seite eine Einschränkung der im Vorhergehenden ausgesprochenen Nachsicht gegen geringe Dichter, auf der andern eine Verschärfung der Kritik gegen große, und doch weiß die soweit gehende Nachsicht schließlich auch bei ihnen alles zurechtzulegen: wie ein Abschreiber keine Nachsicht verdient, der trotz der Warnung immer wieder denselben Fehler macht, wie ein Zitherspieler ausgelacht wird, der immer auf derselben Saite fehlgreift, so schätze ich allerdings den, der viele Fehler macht, gleich einem Chörilus (II, 1, 233 ff.), den ich lachend bewundere, wenn er zwei- oder dreimal etwas Besseres liefert; umgekehrt ärgere ich mich, wenn je und je der treffliche Homer schläft. Aber freilich bei einer so umfassenden Arbeit kann man leicht auch einmal schläfrig werden. Mit der Dichtkunst ist es wie mit einem Gemälde: das eine zieht dich mehr an, wenn du näher daran stehst, das andere, wenn ferner davon; das eine verlangt mehr Dunkelheit, das andere will in hellem Lichte stehen und scheut nicht den prüfenden Blick des Kritikers; das eine freut dich einmal, das andere immer wieder, wenn du es auch zehnmal gesehen. — Der Gegner hat also von V. 354 an seinen Einwand modifiziert und zugegeben, daß man bei immer wiederkehrenden Fehlern kritisch werden könne; doch ist er eigentlich weniger bedeutenden Dichtern gegenüber nachsichtiger als großen, von denen man mehr erwarten kann, übrigens auch da wieder zu jeder Entschuldigung geneigt, weil er es überhaupt dilettantisch in der Poesie mit nichts genau nehmen will.

Darauf Horaz (V. 366—390): „Pisos älterer Sohn (es ist doch kaum denkbar, daß neben dieser feierlichen Apostrophe, die vollends einem der Pisonen speziell gilt, die Persönlichkeit

ganz gleichgiltig sein sollte, wiewohl natürlich die Pisonen nicht um ihrer selbst willen allein, sondern als Typen für eine ganze Klasse gemeint sind), merke dir's: in gewissen Dingen wird ein erträgliches Mittelmaß mit Recht zugestanden: ein Rechtsgelehrter braucht kein Redner wie Messalla, kein Gelehrter wie Cascellius Aulus zu sein und wird doch geschätzt; ein mittelmäßiger Dichter aber zu sein erlauben nicht Menschen, nicht Götter, nicht die Pfeiler des Buchhändlers, fügt er scherzend hinzu, indem er wie V. 345 auch an den materiellen Gewinn oder Verlust im Buchhandel erinnert. Wie bei einem angenehmen Essen eine übeltönende Musik, ranziges Oel und zu geringem Honig Mohn beleidigt, weil das ja hätte wegbleiben können, so sinkt die Poesie, die ja das Gemüt heben soll, in die tiefste Tiefe, wenn sie die Höhe nicht erreicht. Wer nicht spielen kann, bleibt von den Spielen des Marsfelds fern, wer Ball, Diskus oder Kreisel nicht versteht, scheut sich vor dem Gelächter der dichten Corona; aber Verse zu machen wagt jeder, der es auch nicht versteht (cfr. II, 1, 117). Warum denn nicht? fügt er ironisch hinzu, ist er doch ein freier Mann, hat den Rittercensus und ist also ohne jeglichen Mangel! Du wirst wohl nichts „gegen den Willen der Minerva“, d. h. nichts deiner Natur Zuwiderlaufendes sagen oder thun, soviel Takt oder Geschmack hast du; wenn du aber doch einmal etwas schreibst, so laß es vorher das Ohr eines Mäcius oder das deines Vaters oder auch — das meinige hören und verwahre es neun Jahre in deinem Schreibtisch; was du nicht herausgegeben hast, kannst du noch vernichten; ein losgelassenes Wort kommt nicht mehr zurück (cfr. I, 20, 6, offenbar ein überraschendes Wort für einen ungeduldigen Autor, mit absichtlichen Hyperbel).

Daß nun hier, V. 391, wie Faltin p. 16 a. a. O. meint, eine bedeutende Lücke klaffe, die den Beginn eines ganz neuen Abschnitts nötig mache, kann ich nicht zugeben. Wenn man den raschen Wechsel zwischen scherzender und feierlicher Sprache bei Horaz überhaupt anerkennen muß, so hat man hier nur den vermittelnden Gedanken anzunehmen: bedenke doch überhaupt die über das bloße Belieben des einzelnen weit hinausgehende Bedeutung der Poesie für die Menschheit!

Die Waldmenschen der Urzeit hat der heilige Prophet der Götter, Orpheus, erst von Mord und tierischer Nahrung abgebracht, weshalb man sagte, er habe Tiger und Löwen gezähmt. Auch von Amphion sagte man in demselben Sinn (beides ratio-

nalistische Deutung), er habe mit dem Klang der Leier Felsen bewegt. Was sie thaten, vertrat damals die Stelle der Philosophie: sie lehrten Staats- und Privatgut, Heiliges und Unheiliges unterscheiden, wehrten unordentlichem Konkubinat und stifteten den Ehestand, bauten Städte und schnitten ihre Gesetze in hölzerne Tafeln. Daraus erwuchs den göttlichen Sängern und ihrer Kunst Ehre und Namen. Erst später haben Homer und Tyrtäus den männlichen Mut durch ihre Verse zum Kampf begeistert, haben die Orakel ihre Sprüche in Versen erteilt, haben Lehrgedichte den Weg der Weisheit gezeigt, ist um der Könige Gunst durch Gedichte geworben worden, und ist das Drama aufgekommen als Erholung nach der Arbeit. Darum schäme dich der Muse und des Sängers Apollo nicht (wobei sicher *Musa lyrae sollers* und *cantor Apollo* nicht bloß die lyrische Poesie, sondern die Poesie überhaupt bezeichnen, und mit Beziehung auf V. 382 ff. der Gedanke ausgedrückt werden soll, daß im Hinblick auf den ethischen Wert der Dichtung niemand, auch der Hochgestellte nicht, sich des Dichterberufs schämen oder ihn als bloßes Spiel betrachten dürfe.

Daß mit V. 408—418 der Dichter auf einen früheren Gedanken V. 295 und 377 ff. zurückkommt, ist nicht zu verkennen; ebendeswegen ist aber die Verbindung leicht herzustellen: ich darf nach dieser Ausführung des völkerbildenden Werts der Poesie den Satz wiederholen: nicht Begabung für sich, nicht Kunst für sich, sondern beides im engsten Verein macht den Dichter. Ist es doch auch auf andern Gebieten so: der Jüngling, der im Wettlauf das gewünschte Ziel zu erreichen sucht, muß viel ertragen und leisten, schwitzen und frieren, der Liebe und des Weins sich enthalten; wer am pythischen Fest als Flötenbläser auftritt, der hat vorher gelernt und einem Meister sich gefügt. Jetzt freilich genügt es zu sagen: „ich verfasse wunderschöne Gedichte. Hole der Henker den letzten; für mich wäre es eine Schande zurückzubleiben und zu gestehen, daß ich nicht wisse, was ich nicht gelernt!“

Die Neigung aber, es mit der Dichtung dilettantisch leicht zu nehmen, so ist die ungezwungene Verbindung mit dem folgenden herzustellen, wird durch nichts mehr befördert als durch Schmeichler, und nun kommt Horaz wieder, mit Ausnahme des etwas ernster gehaltenen Abschnitts von V. 438—452, bis zum Ende in den Fluß des ihm eigenen, von drolligen Einfällen sprudelnden Humors hinein: Wie ein Ausrufer die Volksmenge

zum Kaufen antreibt, so lockt ein Dichter, der reich an Grund- oder an Kapitalbesitz ist (also etwa einer der Pisonen), die Schmeichler an, sich bei ihm Gewinn zu verschaffen. Ist es vollends einer, der etwas Leckeres auftischen, der für einen Armen ohne Kredit Bürgschaft leisten und einen, der in schlimme Prozesse verwickelt ist, herausreißen kann (statt possit V. 422 möchte man velit oder dergl. erwarten; doch gehört besonders zu den zwei letzteren Punkten auch ein posse, d. h. Einfluß), so soll mich's wundern, ob er, „der Glückliche“, zwischen wahren und falschen Freunden unterscheiden kann. Hast du einem etwas geschenkt, oder willst einem etwas schenken, so führe ihn nur nicht, so lange er noch in der ersten Freude darüber ist, zu deinen Versen (wie zu Personen, um ihn vorzustellen); sonst ruft er: „schön! herrlich! vortrefflich!“ wird bleich wie vor Rührung, läßt aus seinen Freundesaugen selbst Zähren fließen, tanzt und stampft auf den Boden. Wie zur Klage bei Leichenbegängnissen gemietete Leute fast noch mehr sagen und thun, als solche, die von Herzen betrübt sind, so stellt sich ein Spötter (der also hier zugleich als Schmeichler gedacht ist) noch mehr ergriffen als ein wirklicher Lobredner. Von Königen erzählt man, daß sie Leuten, deren Freundschaft sie erproben wollen, mit Wein tüchtig zusetzen; möge es dir, wenn du Gedichte schreibst, ebenso gelingen, daß dir nie die Gesinnung entgehe, die unter dem Fuchspelz versteckt ist (die Vergleichung mit I, 16, 45 *introrsum turpem, speciosum pelle decora* läßt kaum eine andere Auffassung zu)! Statt solcher Schmeichler einen aufrichtigen Freund zu finden, wie Quintilius Varus, ist ein wahres Glück; wenn man ihm etwas vorlas, so pflegte er zu sagen: verbessere doch noch dies und jenes! Sagtest du, du habest es zwei-, dreimal versucht und könntest es nicht, so hieß er dich schlechtgeratene Verse vernichten und neu auf den Ambos bringen. Wolltest du einen Fehler lieber in Schutz nehmen als beseitigen, so sagte er weiter kein Wort und gab sich keine Mühe mehr, sondern überließ es dir, wie du, ohne einen Nebenbuhler zu fürchten, mit dir und deinen Leistungen zufrieden sein wolltest. Ein wackerer, kluger Mann wird unnütze Verse tadeln, harte in Anschuldigungsstand versetzen, schmucklose schwarz anstreichen, allzu üppige Ranken beschneiden, dich anhalten allzu unklare Stellen ins Licht zu setzen, ein zweideutiges Wort beanstanden, der Veränderung bedürftige bezeichnen, kurz er wird ein ganzer Aristarch werden (cfr. II, 2,

109 ff.) und nicht sagen: warum sollte ich um Kleinigkeiten einem Freund wehethun? Diese „Kleinigkeiten“ werden für ihn, wenn er einmal ausgelacht und ungünstig aufgenommen ist, zu ernstesten Übeln führen (V. 419—452).

Eines solchen faulen und in seine Produkte verliebten Dichters Los wäre billig das folgende — mit einem solchen Übergang kommt nun Horaz V. 453 auf eine der ihm geläufigen satirisch-komischen Schilderungen, mit der er dann das Gedicht wie ex abrupto abschließt: wie vor einem, der mit Aussatz oder Gelbsucht oder sonst einer übeln Krankheit behaftet ist, fliehen alle Verständigen vor dem tollwütigen Dichter; Kinder und unbesonnene Leute laufen ihm nach. Er läuft wie „Hansguckindieluft“ herum und speit Verse aus (ructari gewiß mit derbem Wortsinn ähnlich wie Lucian im „Charon“ von Homer sagt: ὅτε περ καὶ ναυτιάσας ἀπήμεσε τῶν ῥαψωδιῶν τὰς πολλὰς αὐτῇ Σκύλλῃ καὶ Χαρύβδει καὶ Κύκλωπι), und wenn er nun in eine Grube oder einen Brunnen fällt, und laut um Hilfe schreit, so wird wohl niemand ihm heraushelfen wollen. Wenn ihm jemand ein Seil hinunterlassen wollte, so würde ich zu ihm sagen: woher weißt du, ob er es nicht absichtlich gethan hat und nicht gerettet sein will? und würde ihm das Ende des Empedokles erzählen, der für einen Gott gehalten sein wollte und deshalb „kalt in den glühenden Ätna hineinsprang“. Mögen die Poeten das Recht haben sich umzubringen! Wer einen solchen gegen seinen Willen rettet, der steht einem Mörder gleich! Und wenn man ihn auch einmal gerettet hat, so wird er darum doch kein Mensch werden noch das Verlangen nach einem berühmten Tod aufgeben. Man sieht auch nicht recht, warum er Verse macht; vielleicht hat er auf die Asche seines Vaters gepißt oder Stätten entweiht, die der Blitz getroffen (muß also wie zur Strafe dichten); jedenfalls ist er rasend und jagt wie ein Bär, „der das eiserne Gitter durchbrochen“, Laien und Kenner vor sich her als grausamer Recitator. Wen er aber erfaßt, den hält er fest und liest ihn zu Tode, gleich einem Blutegel, der die Haut nicht losläßt, bis er sich voll-gesogen!

Cfr. zu der Recitationswut auch das Bild von Ruso S. I, 3, 85 ff. Überhaupt erinnert der Schluß der Epistel in mehr als einer Beziehung an die derbdrastische Sprache der Satiren und könnte gar wohl aus älterer Zeit stammen, oder, wenn nicht, so zeigt sich darin deutlich, daß diese Art satirischkomi-

scher Übertreibung mit etwas toller Phantasie Horaz immer eigen geblieben ist. —

Ich habe es für angezeigt gehalten, in dieser ausführlichen Weise eine Analyse des Briefs zu geben, weil so am ehesten meine Auffassung des Zusammenhangs oder der Zusammenhanglosigkeit desselben hervortritt, welche von der anderer zum Teil nicht unbedeutend abweicht. Ich finde mehrfach den Übergang zu einem neuen Abschnitt verhältnismäßig nicht so schwierig, und sehe besonders in der zweiten Hälfte mehr Zusammenhang als andere annehmen, wiewohl ich von der Unfertigkeit des Ganzen vollständig überzeugt bin.

Es kann mir aber nach dieser Analyse nicht in den Sinn kommen, die ganze Geschichte der Auffassung und Bearbeitung des Briefs überblicken zu wollen. Ich halte mich einzig an die zwei aus letzter Zeit mir bekannten Arbeiten von O. Weißenfels (ästhetischkritische Analyse der *epistula ad Pisones*, im Neuen Lausitzischen Magazin 1880, 1) und von G. Faltin (s. o.), um dann kurz meine eigene Anschauung anzufügen.

Was nun Weißenfels betrifft, mit dem Kießling nach seiner Bemerkung in dem Kommentar zu den Satiren, p. XIV der Einleitung, wohl im großen ganzen übereinstimmen wird, so ist es unmöglich, seine geistreiche Arbeit, mit der ich in vielen Punkten zusammentraf, noch ehe ich sie kennen lernte, und die mir für anderes die treffendsten Winke gab, hier so ausführlich zu citieren, wie ich wünschte; ich muß den Leser des genaueren auf diese allgemeine Charakteristik der Sermonenform verweisen, nach welcher „keine der beiden Seiten des Horazischen Talents, die gestaltende Kraft des Dichters und das reflektierende Vermögen des Philosophen, stark genug war, um damit Vollendetes zu leisten, aber dieselben in ihrer Vereinigung sich ergänzen und an Macht gewinnen, und nach welcher aus solcher Verbindung die Sermonen entstanden sind, in welchen Gedankenreichtum und poetische Frische sich einander den Preis streitig machen“ (p. 124). Ich stimme zu, wenn es p. 126 heißt: „Wer sich den Menschen nützlich machen will, muß sich den Forderungen ihrer Natur anzubequemen suchen. Daher bei Horaz der Wechsel zwischen allgemeiner Betrachtung und Beispiel, zwischen Räsonnement und Erzählung, zwischen Ernst und Scherz. Dem entspricht der Bau des Hexameters, dem auch die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks“ u. s. w., oder p. 127 f.: „Wer nun nach der Anordnung des Stoffs in den Sermonen

forscht, darf nur eine Entwicklung, wie sie im Wesen der natürlichen Disposition liegt, zu finden erwarten, und muß sich außerdem noch gefaßt machen, auch diese durch hervorbrechende Laune, durch pikante Einfälle, die mehr gefällig sind als in die Tiefe gehen, unterbrochen zu sehen Erst wenn Episoden den Überblick erschweren oder unmöglich machen, darf man mit Entschiedenheit von Dispositionslosigkeit reden: aber auch dann ist noch festzuhalten, daß Dispositionslosigkeit kein kapitaless ästhetisches Verbrechen ist Ohne die zwingendste Notwendigkeit sollte man sich nicht entschließen, gegen irgend eine Epistel oder Satire Horazens die Anklage zu erheben, es fehle ihr an Zusammenhang und sie biete das Bild eines ungegliederten Durcheinander“.

Aber beim Übergang zu unserer speziellen Epistel p. 132 f. bemerkt Weißenfels selbst, daß die Grenzen der dieser Gattung zu gestattenden Zwanglosigkeit hier überschritten seien, wenn sich auch manches zur Entschuldigung des Dichters anführen lasse; p. 134 f. sagt er sogar: „es kann nicht zweifelhaft sein, daß Horaz manche von den Vorschriften, namentlich im zweiten Teil der Epistel, völlig gesondert von einander und einzeln in Verse gebracht hat, wie ihn die Lust anwandelte, und wenn gerade dieser Gedanke in seiner Bedeutung und in seinen Konsequenzen seinem Geiste gegenwärtig war. Nachher, so denke ich mir, ist es ihm selbst oft trotz aller dieser Gattung gestatteten Freiheiten recht schwer geworden, das einzelne in einen passenden Zusammenhang einzureihen“. Diese letzteren Zugeständnisse muß man im Auge behalten, wenn sich Weißenfels auch noch so sehr bemüht, die Fäden des Zusammenhangs aufzuzeigen, und wenn man auch, wie ich an einigen Stellen glaube nachgewiesen zu haben, den überleitenden Gedanken noch genauer auffinden kann als bei ihm geschieht. Es ist eben gar nicht zu bestreiten, daß unsere Epistel viel mehr als II, 1, der sie im allgemeinen am nächsten steht, ein theoretisches, lehrhaftes Gepräge an sich trägt, und darum dem Leser das Recht giebt, an sie selbst alle die Anforderungen zu stellen, welche Horaz wiederholt und so bestimmt an den Dichter stellt. Ebendeswegen aber glaube ich auch nicht, wie Weißenfels doch noch thut, an dem Gedanken festhalten zu können, daß Horaz in dieser Epistel ein Ganzes geliefert habe, das sich mit den

andern Episteln, insbesondere mit II, 1 und 2 wenigstens vergleichen lasse. —

Einen letzten Versuch, sozusagen, nicht zur Rettung der Einheit, aber doch zur Erhaltung eines bestimmteren Zusammenhangs macht Faltin a. a. O. durch die Zerlegung des überlieferten Briefs in vier Briefe, die allmählich durch neue Anfragen und Wünsche der Adressaten hervorgerufen sein und so unter sich zusammenhängen sollen, daß bei der Abfassung des ersten nicht an einen zweiten gedacht gewesen sei, die weiteren aber die vorhergehenden voraussetzen. Diese vier Briefe, zu deren Ausscheidung von dem unter sich am meisten zusammenhängenden Abschnitt über das Drama V. 153—294 ausgegangen wird, wären 1) V. 1—152, 2) V. 153—294, 3) V. 295—390, 4) V. 390 bis 476. Den Glauben an die gleichmäßige Einheit der Komposition müssen wir nach Faltin aufgeben; aber, sagt er nun weiter, nicht bloß das, sondern „es ist auch eine innere Geschlossenheit und ein künstlerischer Bau in den einzelnen Briefen nicht vorhanden. Keiner der vier Briefe trägt in sich das Gesetz seiner Gedankenfolge und seines Inhalts, sondern erhält es von außen“. Faltin stellt der Behauptung von Weißenfels, daß in keiner von Horazens Episteln die Beziehungen zu der Person und dem Charakter des Empfängers so lose seien als gerade in der *epistula ad Pisones*, den Satz entgegen: „gerade das Gegenteil ist richtig, diese Briefe sind den Pisonen geradezu auf den Leib geschrieben“. Zum Schluß sagt Faltin: „Sicherlich hatte die erste Herausgabe die vier Briefe als getrenntes Ganzes (wohl = als getrennte Ganze?) gegeben, und es kann nur späteres Mißverständnis sein, daß die Intervalle verschwanden, durch die sie ursprünglich geschieden waren. Die enge Zusammengehörigkeit, die Einheit der Grundansicht, die Beziehungen der späteren Briefe zu den früheren gaben leicht zu dem Irrtum Anlaß, man habe Ein Gedicht, nicht vier vor sich“.

Was soll man hiezu sagen? In der Frage wegen der Pisonen hat gewiß Faltin soweit recht, daß die wiederholt teils im allgemeinen, teils einzeln angeredeten Personen dem Dichter nicht ganz gleichgiltig sind: sie mögen durch mündliche und schriftliche Fragen und Wünsche die Anregung zur Entstehung der ganzen Arbeit gegeben haben, nur daß Horaz schließlich nicht bloß sie, sondern die ganze große Klasse besonders jüngerer römischer Dichter seiner Zeit im Auge hat, die ohne viel Studium

und ohne speziellen Anschluß an die Griechen diese Kunst betreiben zu können glauben. Im übrigen erscheint mir diese ganze Auffassung als eine sinnreiche und gewisse Anstöße (z. B. den Wiederaufgang V. 153) beseitigende, aber nicht zu beweisende und den Hauptzweck, den man im Auge haben muß, das Verständnis des Zusammenhangs im ganzen doch größtenteils verfehlende Kombination. Daß die p. 23 des Programms angeführten Stellen aus Quintilian und Charisius nicht gegen die Möglichkeit der Annahme sprechen, ist zugegeben, aber auch nicht mehr; unterstützt wird die Wahrscheinlichkeit, daß der ursprüngliche Titel gewesen sei *epistularum de arte poetica ad Pisones liber* dadurch in keiner Weise, und auffallend wäre es immerhin, wenn bei der frühen und starken Beschäftigung mit Horaz sich die bestimmte Kunde von einer solchen Thatsache so rasch verloren hätte. Wenn aber dann vollends trotz des anzunehmenden lebhaften Gedankenaustauschs mit den Pisonen, dessen Folge die Entstehung neuer Briefe gewesen wäre, das Schlußurteil doch dahin geht, „daß eine innere Geschlossenheit und ein künstlerischer Bau in den vier einzelnen Briefen nicht vorhanden sei, daß nirgends die Behandlung der einzelnen Fragen eine gleichmäßige, nirgends der Zusammenhang absolut notwendig und untrennbar, nirgends eine Vollständigkeit und Planmäßigkeit auch nur angestrebt sei“, so sieht man wirklich nicht, was mit der ganzen, doch nur auf Vermutungen, nicht auf Thatsachen beruhenden Annahme gewonnen sein solle. Man wird vielmehr zu einer letzten Konsequenz hingedrängt, zu der Weißenfels wie Faltin selbst, jeder in seiner Art, die Prämissen geben.

Mir scheint nichts anderes möglich als die Annahme, Horaz habe, ob nun eigenem Triebe folgend oder, wie wahrscheinlicher ist, auf Antrieb von außen, sich vorgenommen, eine Theorie der Dichtkunst, vorzugsweise des ihm, wie man überall schon in den Satiren und Oden sieht, besonders am Herzen liegenden und vertrauten Dramas, also eine Art von *ars poetica* zu schreiben, wiewohl dieser Ausdruck schwerlich auf ihn zurückzuführen und für das Buch, so wie es jetzt vorliegt, zum eigentlichen Verhängnis geworden ist. Dieser Plan war aber auf lange hinaus entworfen; so, wie das Ganze jetzt vor uns liegt, arbeitet jemand, der sich die Vollendung für unbestimmte Zeit vorbehalten hat: er wirft bald da, bald dort einen Gedanken hin, das einmal weiter ausführend, das andermal flüchtig skiz-

zierend (das letztere z. B. V. 189—192), greift auch zu verschiedenen Zeiten denselben Gedanken in verschiedenartigem Zusammenhang und unter neuen Gesichtspunkten wieder auf, ordnet hie und da Verwandtes zusammen, stellt ein andermal weiter Entlegenes hintereinander, alles unter dem Vorbehalt umzustellen, auszuscheiden, zu verbinden, zu ergänzen, und zuletzt — bleibt das Ganze trümmerhaft liegen: entweder tritt der Tod hindernd dazwischen, oder verzichtet der Verfasser auf die systematische Ausführung, sei es nun, weil er mit der Zeit den Geschmack, das Interesse an der ganzen Arbeit verloren, oder auch weil er — die Einsicht gewonnen hat, daß die Sache über seine Art, über seine Kraft hinausgeht. Ich nehme bei aller Verehrung und Liebe für Horaz keinen Anstand, das letztere zu glauben.

Horaz ist trotz aller offenbaren Beschäftigung mit den einschlagenden Fragen der Litteraturgeschichte und der Poetik, besonders der Dramaturgie, kein eigentlicher Theoretiker, kein Systematiker, sowenig als in der Philosophie. Es ist ein großer Unterschied, über alle die einzelnen Fragen dieser Fächer nachgedacht und sich ein leidliches eigenes Urteil gebildet zu haben, auch es begründen zu können, dann besonders seine Anschauungen als Dichter in lebendigen Farben, mit drastischen Zügen bald in Ernst, bald in Scherz vorzutragen; oder aber eine theoretische Ausführung mit logischer Gliederung, die man als Grundvoraussetzung selbst anerkennt, kurz ein System, wenn auch in poetischem Gewande, zu geben. Die Sache ist nicht gelungen und konnte nach der innersten Natur unseres Dichters nicht gelingen; und damit, daß man das offen ausspricht, erweist man Horaz einen größeren Dienst, als wenn man ihm auch diese Fähigkeit zutraut und dann doch die Arbeit, die vorliegt, kritisch zerfetzt. Man lernt sein wahres Wesen und Können auf beschränktem Gebiet erst recht verstehen. Aber allerdings gehört es zur Tragik, die auch sonst im Leben des Horaz nicht fehlt, daß er sich gegen das Ende seiner poetischen Laufbahn an eine Arbeit gemacht hat, die nicht fertig werden konnte.

Wie es nun mit der Herausgabe der Epistel gegangen, will ich nicht entscheiden, stimme aber darin mit Faltin überein, daß sie in der Form, in der wir sie haben, von Horaz nicht zur Herausgabe bestimmt gewesen sein kann. Wollte man auch, wie ja neuerdings zum Teil geschieht, aus dem oder

jenem Grunde eine etwas frühere Abfassungszeit behaupten, erschienen wird wohl die Epistel erst nach dem Tode des Horaz sein.

Zusammenfassung.

Mit seinen Episteln ist Horaz, wie schon II, p. 131 bemerkt, im ganzen zu der in den Satiren ausgeprägten Kunstform zurückgekehrt, beide haben ja bei ihm auch den gemeinsamen Namen *sermones*; und dem entsprechend habe auch ich trotz einiger Bemerkungen, die man mir gemacht, die frühere Behandlungsweise wieder aufgenommen mit Analyse der einzelnen Gedichte unter besonderer Hervorhebung der komischhumoristischen Partien. Man kann sich eben nicht wohl durch solche Bemerkungen den einmal festgestellten Plan verrücken lassen.

Im ganzen, sage ich, repräsentieren die Episteln die gleiche Kunstform wie die Satiren. Damit sind mehr oder weniger bedeutende Modifikationen nicht ausgeschlossen, welche sich teils auf die Form, teils auf den Inhalt beziehen.

Die ersteren stellen sich in der durchgeführten Briefform dar, welche in den Satiren noch nicht oder nur selten und nicht so hervortritt, daß man von den betreffenden Stücken den Eindruck bekäme, sie wollen Briefe sein. Wenn nämlich S. I, 1 beginnt: *qui fit, Maecenas, etc.* so ist das, wie allgemein angenommen, nur eine Widmungsformel, welche keinen bestimmten Einfluß auf das Gedicht ausübt, und auch die Anrede I, 3, 63 f. *qualem me saepe libenter obtulerim tibi, Maecenas*, ist nur wie zufällig in dieser Form gegeben, sie könnte, da sie nicht weiter verfolgt ist, ebensogut mit *obtulerim Maecenati* ausgedrückt sein; die plötzliche Wendung zu Mäcenas, der als Leser wie jeder andere vorausgesetzt ist, macht die Sache nur pikanter. Selbst S. I, 6 *non quia, Maecenas etc.* wo die Anrede an Mäcenas mehrfach wiederkehrt, ist eigentlich nur eine familiäre Form, um sich über sein Verhältnis zu Mäcenas und seine ganze veränderte soziale Stellung dem Publikum gegenüber auszusprechen; als Brief darf das Gedicht nicht taxiert werden.

Dagegen hat sich nun die Briefform, welche in den älteren Gedichten nicht möglich war, weil Horaz sozusagen als *homo novus* noch keine oder wenige persönliche Beziehungen hatte,

sondern sich solche erst nach und nach durch seine Dichtungen erwarb, allmählich vorbereitet teils in den Epoden, teils in den Oden, was hier wohl weiter ausgeführt werden darf.

Ich beginne mit den Epoden, wenn auch einzelne Oden, bei denen das Gleiche zutrifft, älter sein mögen als einzelne der Epoden; erschienen sind ja doch die letzten vor jenen. Ein Teil der Epoden ist schon mit persönlicher Anrede an einen speziellen Empfänger in einer Art von Briefform abgefaßt. Nicht hieher gehören 2 und 10, jenes die Satire auf den Wucherer Alfius, in welcher er redend eingeführt und zuletzt V. 67—70 von ihm geredet ist, dieses die Satire auf Mävius, wo die Anrede an ihn V. 15 f. nur poetische Form ist. Ebenso fallen weg die Epoden 4. 5. 6. 7. 8. 12. 13. 16. 17. Dagegen sind Epo. 1. 3 und 14 eigentliche poetische Briefe an Mäcenäas, aus besonderem Anlaß hervorgegangen und zunächst für niemand sonst bestimmt, und bei 9 ist die spezielle Zueignung an Mäcenäas auch nicht unwesentlich, wenn gleich der Inhalt, die Hoffnung auf die baldige vollkommene Siegesfeier, die Briefform überwiegt. Mag man bei 11 die Anrede Petti als nebensächlich betrachten, und ebenso in 15 die Anrede an Neaera als bloße poetische Form, bezeichnend ist es jedenfalls schon in den Epoden für die Horazische Lyrik, welche ausgesprochene Neigung sie hat, sich in der Form der Anrede, der persönlichen Beziehung zu bewegen, also auch der Briefform sich anzunähern.

Diese Erscheinung stellt sich dann in den Oden in noch viel weiterem Umfang heraus: es ist in der That überraschend, wie häufig Horaz in seiner lyrischen Poesie, auch wo von Briefform nicht die Rede sein kann, doch die Wendung einer persönlichen Anrede, sei es an Götter (I, 10. 21. 30. 31. 35. II, 19. III, 4. 11. 18. 22. 25. 26. IV, 1. 2. 6. *Carmen saec.*), oder an Menschen (I, 5. 8. 13. 27. 18. III, 6. 12. 20), oder auch an Gegenstände (I, 3. 14. 32. II, 13. III, 13. 21) gebraucht. Daneben tritt nun eine ganze Reihe von Gedichten auf, in denen bestimmte Personen angeredet werden, nicht ein allgemeines tu gebraucht ist, was jeder sein könnte, z. B. 1 (Widmung), 4 o beate Sesti; 9 Thaliarche (wenn auch symbolischer Name); 18 Vare; 22 Fusce; 23 Chloë; 25 Lydia; II, 13 Delli; 8 Barine, III, 7 Asterie; 10 Lyce; 15 Chlōri; 16 Maecenas; 23 Phidyle; 27 Galathea; 28 Lyde, obgleich man in diesen allen die Anrede auch nur zur poetischen Einkleidung zu rechnen hat. Aber eigentliche poetische Episteln, einer bestimmten Person gewidmet,

auf ihre augenblicklichen Verhältnisse berechnet sind nun folgende: I, 6 an Agrippa mit Ablehnung der poetischen Verherrlichung; 7 an Plancus, Ruf nach Tibur; 11 an Leuconoë (Pseudonym), Einleitung zu heiterem Genuß des Augenblicks; 16 anonym, aber wirklicher Versuch der Versöhnung; 17 an Tyndaris (Pseudonym), Einladung in die Ruhe des Landes; 20 an Vergilius, Trost über den Tod eines Freundes; 29 an Iccius, heitere Verhöhnung; 33 an Tibull, Trost in Liebessachen; II, 1 an Pollio, Beglückwünschung; 2 an Sallustius, philosophische Paränese; 4 an Xanthias (Pseudonym), Scherz mit einem Verliebten; 5 anonym, Verhöhnung eines Lüstlings; 6 an Septimius, sehnsüchtiger Traum von Ruhe mit einem Freund; 9 an Valgius, Trost über den Tod eines Knaben; 10 an Licinius, Preis der aurea mediocritas; 12 an Mäcenat, Preis der Licymnia; 14 an Postumus, Mahnung an die allgemeine Vergänglichkeit; 16 an Pompejus Grosphus, Mahnung zum Streben nach Lebensweisheit; 17 an Mäcenat, scherzhafter Trost; III, 17 an Älius Lamia, heitere Zuschrift; 29 an Mäcenat, Einladung. Dazu kommen noch die Oden, in denen die Anrede nicht brieflich ist, sondern direkte Ansprache an Anwesende, wie I, 20. II, 7. 11. III, 8.

Mit allem dem wird nachgewiesen sein, daß Horaz bei seinem poetischen Schaffen gerade in der Lyrik mehr und mehr das Bedürfnis persönlicher Beziehungen empfand*), so daß, als er nun entschlossen war die Lyrik aufzugeben und doch noch dichten wollte, bei der Rückkehr zu der Sermonenform die durchgängige Anwendung brieflicher Anrede gegenüber den Satiren sich für ihn wie von selbst ergab. —

Freilich darf nun nicht übersehen werden, daß auch innerhalb der Episteln ein wesentlicher Unterschied besteht hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen dem Adressaten und dem Inhalt des Briefs: bei den einen ist die Briefform mehr einem leichten Umwurf zu vergleichen, der ebensogut einer anderen Person umgehängt werden könnte, bei den andern ist sie ein Kleid, das dem Adressaten auf den Leib gemessen ist, wie

*) Man vergleiche in dieser Beziehung Horaz etwa mit modernen Dichtern: wie selten ist z. B. bei Schiller, abgesehen von der gnomischen Poesie, wo »du« = jeder Leser oder Mensch ist, in seiner Lyrik die persönliche Anrede! Nur »einer jungen Freundin ins Stammbuch« und einige andere Stammbuchblätter, »Poesie des Lebens«, »der Antritt des neuen Jahrhunderts«, »an die Freunde«, »Wilhelm Tell«, »an Göthe«, »an Demoiselle Slevoigt« lassen sich hieherziehen.

Faltin ähnlich sagt. In I, 20 ist die Anrede an „mein Buch“ überhaupt nur poetische Form; in 13 und 14 ist die Briefform fingiert, denn dort ist der eigentliche Adressat nicht Vinius Asella, sondern Augustus und das Lesepublikum; hier ist nicht die Person des vilicus zu premieren, sondern der Gedanke, der Gegensatz des Lebens auf dem Land und in der Stadt. In I, 15 und 17 treten die Adressaten Numonius Vala und Scäva gar nicht besonders hervor, und auch 19 wird man die Anrede an Mäcenat mehr als höfliche Widmung, denn als innerliche Beziehung zu betrachten haben. Nicht anders ist es in I, 6, wo die Empfehlung der Tugend als des einzigen Weges zur Glückseligkeit oder wenigstens der Konsequenz im Handeln ebensogut an jeden andern als an Numicius gerichtet sein könnte. In I, 2 ist zwar die Beziehung zu dem jüngeren Freund Lollius am Anfang und am Schluß schon etwas enger, aber doch nicht so, daß sie den ganzen Brief durchdränge, und in II, 3 soll zwar, wie schon oben bemerkt, nicht bestritten werden, daß die Pisonen wohl den Anstoß zu dem ganzen Brief gegeben haben und daß auf ihre Bedürfnisse und Verhältnisse Rücksicht genommen ist, aber doch ist daran zu erinnern, daß eine ganze Klasse römischer Dichter zugleich mit ihnen gemeint ist.

Wenn ich nun in den andern Episteln einen engeren Zusammenhang zwischen dem Adressaten und dem Brief annehme, so erscheinen einige als reine Gelegenheitszuschriften, hervorgerufen teils durch geschäftliches, teils durch freundschaftliches Bedürfnis. Seinem Zweck nach ein geschäftliches Empfehlungsbillett, aber durch den Zauber Horazischen Humors zu einem reizenden Gedicht gemacht ist I, 9; kleinere dem Billett sich annähernde Briefe, hervorgegangen aus verschiedenartigem freundschaftlichem Bedürfnis, sind einmal I, 3 und 4, Erkundigung nach dem Befinden der Freunde, dann 8 Auskunft über das eigene Befinden, 5 Einladung eines Freundes, 11 und 12 Erkundigung mit mehr oder weniger ausgesprochenem Charakter der Paränese für den ursprünglichen Leser. Die weiteren Gedichte sind größere Briefe, in denen das Persönliche und das Sachliche in sehr mannigfaltiger Weise gemischt ist, sofern die Beziehung auf den Adressaten nie ganz verschwindet, aber doch auch allgemeine Gedanken, berechnet auf das ganze Lesepublikum, zum Ausdruck kommen. Am meisten einem augenblicklichen Anlaß entsprungen ist I, 7, die Rechtfertigung wegen seines Weg-

bleibens von Rom, wofür aber auch die ganze Leserwelt sozusagen zu Zeugen genommen wird; auch I, 10, wenn man zu Grund legt, daß auch Aristius Fuscus dem Horaz zusetzt nach Rom zu kommen, und dieser sich für seine Freiheit und sein Lebensglück auf dem Lande wehrt; dann 16, ein Brief der Abwehr gegenüber einem hämischen Angriff und dann selbst Angriff, der gewissermaßen an alle Leser appelliert, und I, 18, der Ausspruch über die Stellung zu einem Großen, womit Horaz auch seine eigene Stellung zu den hohen Kreisen illustriert. Noch mehr in die Region der Allgemeinheit, aber ohne daß die persönlichen Beziehungen abgestreift werden, die besonders im Eingang oder im Schluß oder in beiden hervortreten, erheben sich I, 1. II, 1 und 2. —

Was den Inhalt der Episteln betrifft, so ist es wohl schwer, sie unter Einen Gesichtspunkt zusammenzufassen, da sie ja, wie schon bemerkt, zum Teil ganz vereinzelt persönlichen Anlässen entspringen, wie I, 3. 4. 5. 9. 11. 12. 20; andere teils litterarische Fragen behandeln, wie I, 19 das Recht oder Unrecht der Nachahmung in der Poesie, und das Unwesen der litterarischen Cliquen, II, 1 im allgemeinen das Verhältnis der älteren und der neueren Poesie; II, 3 den Versuch einer Theorie der Dichtkunst überhaupt und des Dramas insbesondere. Wenn wir aber auf das Gemeinsame sehen, das durch die übrigen teilweise gerade bedeutendsten der Episteln sich hindurchzieht oder wenigstens als geistige Grundlage für sie und andere Briefe zu erkennen ist, so ist es die Philosophie und ihr unbedingter Wert für das Glück des menschlichen Lebens. Um die Frage, worauf das Glück des Lebens beruhe, und die Entscheidung, daß es im Gegensatz gegen alle andern Bestrebungen, selbst die der Dichtkunst, in der richtigen Beschäftigung mit der Philosophie gegründet sei, handelt es sich vorzugsweise in I, 1. 2. 6. 16. II, 2, und nebenbei u. a. auch in I, 7. 10. 11. 12. 14. 18. II, 3, und so könnten wir die Epistelndichtung im ganzen als philosophische Dichtung bezeichnen, wenn wir nur richtig, wie schon früher bemerkt worden ist und wie besonders auch Weißenfels a. a. O. p. 122 ff. darthut, daran denken wollen, daß Horaz kein theoretischer Philosoph ist, sondern sich rein für praktische Philosophie, für die Grundsätze einer gesunden Ethik in Anwendung auf Herz und Leben interessiert.

Der Geist der Dichtung aber ist derselbe komisch humoristische wie in den Satiren, auf der einen Seite gemil-

dert durch das fast vollständige Verschwinden des cynischen Elements, auf der andern verbreitet durch alle einzelnen Dichtungen hindurch und verfeinert, so daß man hier das Dominieren des Humors gar nicht verkennen kann. Gemildert durch das Wegfallen des cynischen Elements: statt des in den Satiren, Epoden, ja auch noch Oden so auffallend stark vertretenen Cynismus in geschlechtlichen und sonst natürlichen Dingen finden wir hierauf bezüglich nicht mehr als die zahme Bemerkung in I, 1, 20 *ut nox longa quibus mentitur amica*, oder einige Verse in I, 14, 21 ff. *fornix tibi et uncta popina incutiunt urbis desiderium etc.*, oder I, 18, 72 ff. *non ancilla tuum jecur ulceret ulla puerve intra marmoreum venerandi limen amici etc.*, und dann einige Anspielungen auf andere naturalia, z. B. I, 5, 29: *sed nimis arta premunt olidae convivia caprae*; I, 19, 5 *vina fere dulces oluerunt mane Camenae*; II, 3, 457 *hic dum sublimis versus ructatur*, und 469 f. *utrum minxerit in patrios cineres etc.* Verbreitet aber durch alle Briefe, so daß man in der That hier nicht versucht sein kann, wie Heft I, 124 f. bei den Satiren und Epoden, andere Elemente wie satirische oder lyrische auszuscheiden, sondern nur das Maß der Stärke des Komischhumoristischen im Verhältnis zum ganzen Gedicht zu bestimmen hat.

Ähnlich wie dort p. 126 stelle ich drei Klassen auf, und zwar unterscheide ich 1) vorwiegend komisch gehaltene, scherzhafte Gedichte verschiedener Richtung; 2) Gedichte, in denen eine Mischung von Scherz und Ernst vorliegt; 3) Gedichte vorwiegend ernster Tendenz, in denen aber doch der Gedanke sich immer wieder in scherzhafte Form kleidet oder von Scherz unterbrochen wird.

Zu der ersten Klasse rechne ich I, 15, die doppelte scheinbare Selbstverhöhnung als Schriftsteller und als Schmarotzer; 9 den Scherz über Septimius und über sich selbst dem Tiberius gegenüber; 13 und 14 die ausgelassenen Scherze mit Vinus Asella und dem vilicus; 12, das Scherzgedicht an Iccius; 5, die Einladung an Torquatus; 3 und 19, die heitere Behandlung litterarischer Kreise, dort eines befreundeten, hier fremder.

In die zweite Klasse setze ich einmal die Person des Dichters betreffend I, 1 und II, 2 mit der Aufstellung des Gegensatzes zwischen Betreibung der Poesie und der Philosophie; dann I, 8 die Selbstparodie des Hypochonders; I, 10 den Gegensatz des Land- und Stadtlebens; I, 20 die Beklommenheit des

Dichters bei der Herausgabe seines Buchs; auf andere bezüglich, aber zum Teil auch mit Anspielungen auf eigene Lebenserfahrungen 17 und 18, die Behandlung des Verhältnisses zu Hochgestellten von verschiedenen Gesichtspunkten aus; rein auf andere bezogen 4, die Apostrophe an den melancholischen Tibull, und 11 die Abfertigung des immer mißvergnügten Bullatius; endlich 6, die Schilderung der Lebensanschauung des Weisen, gegenüber andern, so leicht inkonsequenten Lebensanschauungen.

Für die dritte Klasse bleiben somit, und zwar zunächst auf Horaz bezüglich I, 7 und 16, ernste Auseinandersetzungen mit Mäcenat und Quintus; I, 2, die Benützung Homers zur Gewinnung praktischphilosophischer Prinzipien, und die beiden vorzugsweise dem litterarischen Leben zugewandten Gedichte II, 1 und 3; alle fünf aber trotz des vorwiegend ernsten Gehalts reich an eingestreuten komischhumoristischen Ausführungen. —

Fast könnte es scheinen, man dürfe sich bei der Zusammenfassung den Nachweis des in den Episteln noch mächtiger als in den Satiren hervortretenden komischhumoristischen Geistes ersparen, wenn man neuere Urteile von Horazinterpreten liest. Sagt doch z. B. Oskar Jäger (Programm des K. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln, 1887: „Es ist merkwürdig, daß man überhaupt über den Humor bei Horaz noch viel Untersuchung anzustellen nötig glaubt Es wäre Zeit, nicht weiter darüber zu forschen, sondern resolut die Konsequenzen daraus zu ziehen“. Auch Curschmann (Rezension von Heft I und II in der Neuen Philolog. Rundschau 1887, Nro. 10) bemerkt: „Diese ganze Zusammenfassung zeigt deutlich, wie selbstverständlich die Resultate Ö.'s sind; denn daß Horaz Fähigkeit zur Selbstparodie sowie zur sinnlichplastischen Darstellung hat das alles ist so bekannt, daß es keiner weitläufigen Erörterung Ö.'s bedurfte.“ Und wenn Kießling (Einleitung zu den Satiren p. XIII f.) sagt: „Das Eigentümliche der Satiren liegt (nicht in der Wahl des Objekts) vielmehr in der Art der Behandlung, deren Eigenart für uns Moderne am besten das Wort ‚Humor‘ bezeichnet“, und dann später beifügt: zu der höchsten künstlerischen Vollendung hat sich diese scheinbare Kunstlosigkeit erst in den Briefen entfaltet, um dort allerdings auch am meisten verkannt zu werden“, so ist ja damit auch anerkannt, daß in den Episteln kein anderer Geist zu finden

ist als in den Satiren, der des Humors. Das alles ist sehr erfreulich und könnte längeres Verweilen bei der Frage, wenigstens für die Episteln, als überflüssig erscheinen lassen; die Differenzen beginnen hauptsächlich, wenn man, wie Jäger verlangt und wie ich es im zweiten Heft versucht habe, die Konsequenzen des Zugestandenen ziehen will, d. h. in den Oden. Davon später im „Gesamtergebnis“. Hier nur der Vollständigkeit wegen unter Bezugnahme auf die vorausgehende Erklärung der einzelnen Briefe ein kurzer Hinweis auf die bezeichnendsten Stellen des die Komik beherrschenden Humors in den Briefen.

Ich erinnere in I, 1 an die römischen Männer und Greise, die wie Schulknaben der Weisheit des Tages nachlaufen V. 56, an die scherzhafte Bezeichnung der verschiedenen Lieblingsneigungen V. 77 ff., an den die Seekrankheit auf gemietetem Schiff holenden Armen V. 92, und die Verhöhnung des Weisen, der sogut vom Schnupfen geplagt wird wie jeder andere V. 106 ff. In 2 bemerke man besonders den „jovialen“ Schluß, in 3 die Schilderung der poetischen Zunft von seiten des Zunftmeisters, in 4 die Selbstparodie Epicuri de grege porcum, welche auf den ganzen Brief einen heiteren Schein zurückfallen läßt. Die ganze Einladung an Torquatus in 5 besonders mit den *olidae caprae* am Schluß ist hochhumoristisch. In 6 beachte die Schilderung der verschiedenen verkehrten Bestrebungen, in 7 den Kontrast des pomphaften Auftretens des Leichenmarschalls mit seinem traurigen Geschäft, und die hübsche Ausschmückung der einzelnen Anekdoten im Gegensatz zu dem ernsten Zweck, den Horaz dabei verfolgt, in 8 die Darstellung der hypochondrischen Stimmung. In 9 und 10 treten besonders kühne humoristische Wendungen hervor, dort *frontis ad urbanae descendi praemia* V. 11, hier *est ubi plus tepeant hiemes?* V. 15, dann das Bild von dem Geld, das den Menschen am Stricke führt; in 11, 11 ff. die Beweisführung für Bullatius, daß man um vorübergehender Übelstände willen nicht gleich die Flinte ins Korn werfe. I, 12 der Scherz mit Iccius ist durchweg Produkt des Humors, und ebenso 13 das groteske Spiel mit der Menschen- und Tiergestalt nur von da aus zu begreifen. In 14 thut Horaz dem *vilicus* gegenüber groß mit seinem Besitz und läßt sich zugleich von ihm und dem Leser ob seiner kindlichen Freude daran belächeln. In 15 denke man an die doppelte Selbstverhöhnung; nach 16 lebt der Dichter von Luft, Schatten und Wasser und zugleich weiß er den Gegner, der ihm etwas anhaben

wollte, in einer Mischung von Scherz und Ernst lächerlich zu machen. In 17 und 18 streift er überall mit Humor an seine eigene Stellung zu den Großen der Erde. In 19 denke man besonders an sein Edikt V. 10 und die Schilderung seines Verhältnisses zu den Dichterkollegen, in 20 an die mehrfache Selbstparodie.

II, 1, 70 plagosus Orbilius; V. 75 der eine bessere Vers, der die andern mit zu Markte bringt; V. 108 ff. das litterarische Treiben im modernen Rom, V. 182 ff. das römische Volk im Theater; V. 210 der gute dramatische Dichter bewundert wie ein — Seiltänzer (II, 2, 124 wie ein — Tänzer). Am Schluß das Buch des Dichters samt ihm selbst gleich einer Leiche als Makulatur in die Buden der geringen Stadtviertel gebracht! II, 2 die Figur des Sklavenhändlers am Anfang, dann die des Lucullischen Soldaten, die Stelle von der paupertas audax V. 51, die Schilderung des unruhigen Lebens in Rom V. 65 ff., der gegenseitigen Lobhudelei der litterarischen Cliques V. 90 ff., der Idiosynkrasie des Argivers V. 128 ff.; dann die launige Theorie vom Eigentum V. 159 ff., endlich das Bankett des Lebens am Schluß. II, 3 zu Anfang die wiederholte Vergleichung der Arbeit des Dichters mit der des Malers oder Bildhauers; V. 295 ff. das Treiben der genialen Dichter im Gegensatz zu Horaz; die Schilderung des Schmeichlers V. 419 ff. und endlich des tollwütigen Dichters am Schluß.

Nach dieser Aufzählung kann ich jedenfalls in der Aufzeigung der Technik des Dichters kürzer verfahren. Diese hat als brauchbar in I, p. 129 ff. auch vor einem oder dem andern strengeren Rezensenten Gnade gefunden; ich müßte mich aber mehrfach wiederholen, wollte ich sie hier nach denselben Kategorien genauer durchführen. Nur auf einiges will ich hinweisen: einmal, daß die dialogische oder dramatische Behandlung in den Episteln verhältnismäßig seltener angewandt ist als in den Satiren. Ein eigentlicher kleiner Dialog ist I, 7, 15 ff. zwischen dem Calaber hospes und seinem Gast, ebenso nachher kurzer dialogischer Austausch zwischen Philippus und seinem Diener V. 52 ff., sowie zwischen Philippus und Voltejus. I, 11, 7 ff. ist die Frage, ob das als Dialog oder als Citat aus einem Brief oder mündlichen Äußerungen zu betrachten ist. In 16 kommen mehrere kurze Ansätze von Dialogen, z. B. V. 45 ff., dann 73 ff.; sodann 17, 13 ff. ein Dialog zwischen Aristipp und Diogenes. Ferner ist in II, 1, 34—49 der Streit zwischen den

Vertretern der alten und der modernen Poesie, und II, 3, 347 bis 390 der Streit über die Grenzen der Nachsicht gegenüber den Dichtern dialogisch durchgeführt.

Wie schon zu I, 1, p. 3 bemerkt, sind auch die mythologischen Beispiele weniger häufig gebraucht als in den Satiren und Epoden. I, 1, 28 wird neben dem Argonauten Lynkeus unmittelbar der Athlet Glykon genannt, was schon auf die Neigung hinweist, die Beispiele mehr dem Privatleben und niederen Lebenskreisen zu entnehmen. In 19, 3 ff. wird ein fingiertes mythologisches Ereignis, die Aufnahme der Dichter in das Gefolge des Bacchus, aufgeführt; II, 1, 5 ff. werden die Heroen Romulus, Liber, Castor, Pollux, Herkules gleich modernen Staatsmännern behandelt. Die bei den Humoristen so beliebte Form scharfer Zusammenstellung des Erhabenen und des Kleinen tritt hervor in I, 12, wo Iccius in seinem Philosophieren mit Demokrit verglichen wird, dem das Vieh sein Feld abfrißt; in 18, wo V. 61 ff. und 94 ein gewisses Pathos angeschlagen ist; ebenso in II, 1, 79 ff. 250 ff.

Zahlreicher als in den früheren Sermonen kommen Anekdoten und Fabeln zur Anwendung; von jenen die Erzählung von dem dummen Landmann I, 2, 41 f., die von Lucullus und seinen 5000 Mänteln, 6, 40 ff., die von Philippus und Voltejus Mena 7, 46 ff., die von dem geistesabwesenden Demokrit 12, 12; II, 2, 26 ff. die Geschichte vom Soldaten des Lucullus, 87 ff. die von den sich lobhudelnden Brüdern und 128 ff. die von dem teilweise verrückten Argiver. Fabeln aber sind I, 1, 70 ff. die vom Fuchs und vom Löwen, 7, 29 ff. die vom Fuchs und vom Wiesel, 10, 34 ff. die vom Hirsch und vom Pferd, und angedeutet sind I, 3, 18 die von der Krähe, 17, 50 die vom Raben, 19, 15 die vom Frosch (im Zusammenhang mit S. II, 3, 319).

Besonders schlagende Beispiele von Ironie sind I, 1, 67 *ut propius spectes lacrimosa poemata Pupi?* 2, 10 ff. *quid Paris? ut salvus — negat*; 3, 10 ff. *Pindarici fontis — in arte*; 6, 36 ff. *scilicet uxorem — Venusque*; II, 1, 27 *dictitat Albano Musas in monte locutas*.

Endlich sind besonders zahlreich wieder die Beispiele der Selbstparodie: I, 1 am Schluß *ad summam etc.*, denn der Dichter hat sich ja kurz zuvor zu den *sapientes* gerechnet; 2, 27 *nos numerus sumus*, wobei er sich mit der Masse zusammennimmt, was freilich auf Ironie hinauskommt; 4, 16 *Epicuri de grege porcum*; 8, 3 die Selbstpersiflage des Hypochonders;

9 die Verstellung Tiber gegenüber; 12 Iccius gegenüber das Spiel, als sei Horaz reiner Epikureer; 14 die Preisgebung seiner Vergangenheit mit Cinara und Bacchus; 15 die doppelte Selbstverhöhnung; 16, 49 *renuit negitatque Sabellus*; 20, 15 die Vergleichung mit dem dummen Eselstreiber und dann die ganze Selbstcharakteristik am Schluß. II, 1, 70 die Erinnerung an den *plagosus Orbilius*; 108—138 die Parodie der Dichter mit deutlicher Anspielung auf die eigene Person; 219 ff. die Zusammenstellung mit ungeschickten, zudringlichen Dichtern (s. oben: ironisch); 2, 51 die Anwendung der Erzählung auf seine Dichterlaufbahn.

Ein pointierter Schluß endlich ist in den Episteln fast Regel; es genügt in dieser Beziehung auf I, 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 10. 11. 13. 14. 16. 18. II, 1 zu verweisen.

Gesamtergebnis.

Wenn ich im Rückblick auf die ganze vorausgehende Arbeit ein Gesamtergebnis über die Dichtung und die Person des Horaz zu ziehen suche, so habe ich vor allem, ob es mir Vergnügen macht oder nicht, mich mit der Reihe von Bemerkungen auseinanderzusetzen, mit denen meine Schrift beehrt oder bedacht worden ist. Nicht wenige sind mir bekannt geworden, in denen sie, neben allen ja natürlich zu erwartenden leichteren oder gewichtigeren Ausstellungen vorherrschend Anerkennung gefunden hat und aus denen ich Ermutigung für mein Ziel geschöpft habe; freilich ebensoviele, in denen eine mehr oder weniger scharfe Abweisung sei es der ganzen Tendenz oder einzelner Resultate zu Tage getreten ist.

Nicht lange aufhalten will ich mich, eingedenk des Taciteischen *si irascare, adgnita videntur*, bei mancher Rezensentenart oder -unart, wiewohl nicht bloß zum Schutz des einzelnen, sondern im Interesse der ganzen litterarischen Verkehrsweise hierüber manches zu sagen wäre. Man sollte z. B. erwarten dürfen, daß eine Schrift, die einen Schriftsteller von einem speziellen Gesichtspunkt aus beleuchten will, nicht behandelt werde, als wollte sie den Gegenstand überhaupt erschöpfen, daß man also an ein Buch wie „Komik und Humor bei Horaz“ nicht dieselben Anforderungen stelle wie an einen fortlaufenden Kommentar des

Dichters und demselben nicht eine ganze Reihe von Stellen vorhalte, in denen „auf die wichtigsten Fragen der Kritik nicht eingegangen sei“. Das werden dann eben Stellen sein, welche für diese spezielle Seite der Betrachtung keinen größeren Wert haben; und daß es solche Stellen giebt, daß es insbesondere in der Textkritik bei Horaz wie anderswo viele Stellen giebt, in denen der wesentliche Sinn von der Entscheidung über diese oder jene Lesart zum Glück nicht abhängt, wiederhole ich mit aller Gewissensruhe. Welcher billige Leser wird daraus die Folgerung ableiten, daß man „der Textkritik, dieser recht eigentlich philologischen Arbeit, unsympathisch gegenüberstehe!“ Wenn das so wäre, so hätten wir ja gar keinen Horaz, bis alle Kritiker sich über alle fraglichen Stellen geeinigt hätten, und wann wird das sein?

Eine Rezension muß natürlich pikant sein, sonst liest man sie weniger; also frisch drauf los und das betreffende Buch tüchtig gezaust! Da ist der Name eines speziellen Vorgängers nicht genannt, also: man scheint ihn gar nicht zu kennen! Da sind auch bei Stellen, die in der Horazerkklärung nachgerade Gemeingut sind, keine Citate gemacht (s. Heft I, Vorwort): fast wird man des Plagiats bezichtigt! Man stellt in aller Bescheidenheit eine Übersicht der Gedichte des Horaz auf: und darauf ist man noch stolz? — Ein anderer findet mit feinem Witz, ich mache aus Horaz „einen gemütlichen Schwaben“. Woher weiß er denn, daß die Schwaben „gemütlich“ sind, oder daß ich „gemütlich“ bin, oder daß ich die sogenannte Gemütlichkeit der Schwaben für ihren besonderen Vorzug halte? Und während der eine der Aufweisung der Technik des Horaz und der Klassifikation Gerechtigkeit widerfahren läßt, verwirft ein anderer insbesondere jede Klassifikation als wissenschaftlich wertlos, und höchstens für die Horazinterpreten in der Schule findet er sie „nicht ohne Nutzen“. Nun, diesen gewaltigen Unterschied mache ich nicht zwischen Schule und Wissenschaft: was für die Schule „nicht ohne Nutzen“, hat doch einen gewissen Wert. Auf diesen Widerstreit der Ansichten antworte ich mit Ep. II, 2, 53 ff.: non omnes eadem mirantur amantque. Tres mihi convivae prope dissentire videntur, poscentes vario multum diversa palato, und auf das Ganze mit S. II, 1, 5 ff.: Quid faciam, praescribe! — Quiescas. — Peream male, si non optimum erat, verum nequeo dormire. —

Ich gehe also meinen Weg weiter und halte vor allem mit

Fug und Recht an der Forderung fest, daß eine einheitliche Auffassung der Horazischen Dichtung gesucht werde. Das ist mir die Hauptsache, die ich bei Horaz sogar als bei jedem anderen, antiken oder modernen Prosaiker oder Dichter verlange. Ich finde diese Einheitlichkeit in der Annahme, daß Horaz im wesentlichen mit den modernen Humoristen zu vergleichen oder nach Maßgabe der Verhältnisse ein Humorist zu nennen sei, womit nicht ausgeschlossen ist, daß vor den derartigen Gedichten voraus oder neben ihnen her andere gehen, welche einer verschiedenen Richtung angehören, und über deren Qualität damit nicht zum voraus abgeurteilt ist. Wer diesen Versuch einer Lösung nicht annehmen will, wer etwa meint, damit sei bei Horaz etwas „Nebensächliches“ zur Hauptsache erhoben, der hat die Aufgabe, eine andere Lösung anzudeuten oder durchzuführen, oder aber zu erklären, daß ihm bei Horaz überhaupt eine Einheit nicht durchführbar scheine, daß der Horaz der Oden ein ganz anderer sei als der der Satiren, Epoden, Episteln, oder gar daß für die Satiren und Episteln keine gemeinsame Richtung vorliege, weder für die zeitlich getrennten zwei Sammlungen im Verhältnis zu einander, noch für jede in sich selbst. Wird das letztere im Ernst jemand wollen? wird man auch da etwa sagen, daß „damit nur ein ästhetisches Schlagwort aufkäme, das den Gedanken mehr verhülle als klar ausdrücke“?

Wie stellen sich aber thatsächlich die Interpreten zu dieser Frage nach der Einheit des Horaz? Man findet bis in die neueste Zeit wertvolle Bücher „über die Lyrik des Horaz“, „Horazstudien“ u. dergl., in denen die Oden aus ihrem Kreise heraus oder vom Gebot der Lyrik aus, aber nicht aus dem Zusammenhang mit den Satiren und Epoden erklärt werden. Danebenher gehen Kommentarien, und zwar ungemein gelehrte und verdienstvolle Werke, in denen die Oden und Epoden, dann die Satiren und Episteln der Reihe nach durchgenommen werden ohne eine Spur von Andeutung, was diese Kunstformen Gemeinsames an sich haben, wie in ihnen Ein Dichtertalent, Ein Dichtergenius sich darstellen könne, und noch Kießling, für dessen Horazausgabe ich kein Wort der Anerkennung zu wiederholen brauche, hat gegen die chronologische Ordnung mit den Oden und Epoden begonnen, dann die Satiren darangereiht, und ob er bei den Episteln, die er allerdings mit den Satiren in die engste Verbindung zu bringen scheint, das Versäumte nachholen wird, steht noch dahin.

Woher rührt das? Meiner Ansicht nach von einer eigentümlichen Scheue mancher Philologen strenger Observanz vor einer einigermaßen philosophischen Auffassung ihres Stoffs, bei der man ja sogar schon philologisches und philosophisches Denken als Gegensätze aufgestellt hat. Wer von ferne das Bedürfnis philosophischer Anschauung hat, kann sich mit jener philologischen Art nicht begnügen, welche die handschriftlichen Texte vergleicht, Konjekturen prüft und macht, alles Grammatikalische, Lexikalische, Archäologische u. s. w. zur Erklärung des einzelnen Stücks beibringt und natürlich auch den logischen Zusammenhang desselben in sich untersucht — alles das unbestreitbar wertvolle, notwendige Aufgaben, aber nicht das Letzte, um ein Ganzes herzustellen! Und dann vollends welche Befangenheit gegen die Einmischung der Ästhetik in die Behandlung antiker Dichter, als wenn diese unbedingt die Domäne der Philologen allein wären! Diesen „ästhetisierenden Bestrebungen“, wie man vornehm abweisend sich auszudrücken beliebt, wird nachgesagt, daß sie nächstdem größere Verwirrung in die Horaz-erklärung zu bringen drohen als die Hyperkritik der letzten Jahrzehnte, und es wird ihnen prophezeit, daß sie baldigst spurlos verschwinden werden. Nun, vielleicht die eine oder andere dieser Bestrebungen, vielleicht auch die meinige, wenn sie gar nichts taugt! Nicht verschwinden aber wird der Anspruch, einen Dichter, ob er nun 1900 oder 100 Jahre alt ist, als Dichter etwas anders behandelt zu sehen als den nächsten besten Prosaiker; und es wird niemand leugnen wollen, daß wir Horaz-erklärungen noch aus neuerer Zeit haben, in denen ein völliger Mangel an Verständnis für Poesie und für Humor auf jeder Seite hervortritt. Wenn andere prophezeien, so darf ich es wohl auch ein wenig? —

Ein gewisser Versuch, Einheit in die Auffassung des Horaz zu bringen, findet sich nun allerdings bei Curschmann (a. a. O.), wenn er sagt: „In der ersten Periode seiner dichterischen Thätigkeit war Horaz in seinen moralischen und sozialpolitischen Anschauungen noch nicht gefestigt; die traurigen Verhältnisse des Staats stimmten ihn trübe und bitter. In diese Zeit des Skeptizismus, wo er die Menschen und Dinge um sich mit kritischem Auge betrachtet, fallen die Satiren und Epoden. Nachdem er Charakterfestigkeit, Vertrauen und Glauben zu den neuen politischen Verhältnissen gewonnen, da kehrte Freude wieder in sein Herz zurück, da trat in ihm mehr der Idealist hervor:

er wurde der Sänger des Weins und der Liebe, der Ruhmesherold des Augustus und der Mahner, der sein Volk zur Besserung ruft, wobei allerdings immer der Schalk durchblickt (Odenpoesie). In seinen späteren Jahren, wo der Schwung der Begeisterung nachließ, aber der Drang zum Dichten noch lebhaft war, in dieser Zeit behaglicher Ruhe und ruhiger Heiterkeit entstanden die Episteln, deren Ton erheblich milder ist als der in den Satiren. Also I. Stadium: Bitterkeit, Verstimmung, Skeptizismus — Satiren, Epoden. II. Stadium: Freude, Vertrauen, Glaube — Oden. III. Stadium: Ruhige Heiterkeit des Alters, Abnahme des dichterischen Schwungs — Episteln, selten noch Oden“.

Curschmann hat damit schon einen großen Schritt vorwärts gemacht, den andere Philologen nachmachen mögen! Aber wer sieht nicht, daß dabei eigentlich der ja nicht zu unterschätzende Einfluß der äußeren Verhältnisse, der vom Willen so vielfach unabhängigen Lebensgeschichte allein als bestimmend für die poetische Entwicklung angenommen und ein gewisses Etwas vergessen ist, das von keinem solchen Rezept (Recipe: Freude, Vertrauen, Glauben — Oden!) hergestellt werden kann, die poetische Individualität, die von der Natur gegebene und höchstens von den frühesten unbewußten Einflüssen der Erziehung und des Lebens geformte Anlage. Beides, ursprüngliche Anlage und Lebensentwicklung, gehört zusammen, aber die Anlage, die Eigenart ist das erste; und worin besteht nun diese Horaz eben zu dem, was er ist, machende Eigenart?

Da spricht man nun noch in neuester Zeit W. S. Teuffels Charakterisierung des Horaz, römische Literaturgeschichte p. 484, nach und sagt, man habe doch seither Horaz für einen „fein organisierten Verstandesmenschen“ gehalten (Faltin). Teuffels Verdienste um die Horazinterpretation schätze ich hoch wie irgendeiner; aber wenn dieser Ausspruch zum Kanon wird, den man ohne weiteres annimmt und nachspricht, dann muß ich mich dagegen auflehnen, denn damit wäre dem Humor die Wurzel abgehauen: fein organisierter Verstandesmensch und Humorist vertragen sich nicht. Ich habe mich darüber schon in den „Studien“ p. 56 ausgesprochen und gesagt, „der Mann, dem Tiefe des Gemüts und Ernst sittlichen Strebens gar nicht bestritten werden könne, sei mit bloßer Verständigkeit nicht genügend anerkannt, da ja Verständigkeit mit jenen Eigenschaften wohl zusammen sein könne, aber nicht das Wesen des

Horaz beherrsche, da hiemit die eigentliche Signatur des Menschen und des Dichters nicht ausgedrückt sei“.

Zu dem, was ich dort weiter ausgeführt, zu der Erwähnung des lebhaften Sinns für das Ideale, der hingebenden Treue in der Freundschaft, der bleibenden Dankbarkeit für alles Wohlwollen, das man ihm erwiesen, der offenen Empfänglichkeit für die reinen, einfachen Freuden des Naturlebens, der tiefen Empfindung von dem Unbefriedigenden des menschlichen Daseins, möchte ich hier noch eines hinzufügen, das nun nur nicht ein abgeneigter Rezensent in eine absprechende Kritik des Dichters verdrehen möge! Ich möchte erinnern an Dinge, die größtenteils auch andere, nur vielleicht nicht in dieser Zusammenstellung und in dieser Absicht hervorgehoben haben: bei allem scharfen Verstand, der die Gegenstände seiner Beobachtung und Erörterung genau und richtig scheidend auffaßt, jeden in seiner Besonderheit festzuhalten und zu charakterisieren weiß (cfr. z. B. die längere Reihe von Punkten in S. II, 3. Ep. II, 2 und auch in genauer disponierten Oden wie I, 12. *Carmen saec.* etc.) begegnet es Horaz doch auch gelegentlich, von seinem Thema abzuirren oder den Gesichtspunkt um etwas zu verschieben. Man denke an S. I, 1, 28 ff. im Verhältnis zum Vorhergehenden (in Heft I, p. 12 hatte ich nicht nötig, auf diesen Punkt näher einzugehen, da es sich dort hauptsächlich um die Komik der Darstellung handelte); an O. I, 28, wo die Zusammenhangslosigkeit der zwei Hauptgedanken allgemein anerkannt ist (cfr. Heft II p. 95 und „Studien“ p. 30 f.); an O. II, 16, wo u. a. Kießling auf die Verschiebung des Gedankens aufmerksam gemacht hat (cfr. Heft II p. 76); dann Ep. I, 6 (s. o. p. 4), Ep. I, 14 (s. o. p. 32) und endlich Ep. II, 3 im ganzen, wo die Verstandeskraft über den widerstrebenden Stoff nicht Herr geworden ist. Bei einem fein organisierten Verstandesmenschen müßte die Erscheinung einigermaßen überraschen, aber Horaz ist es eben in dieser Weise nicht!

Ein fein organisierter Verstandesmensch, der zugleich eine poetische Ader und das Bedürfnis dichterischen Schaffens hätte, würde, um nur Beispiele des Altertums zu nennen, etwa ein Satiriker wie Lucilius oder ein Philosoph wie Lucretius. Aber wie weit ist Horaz von beiden verschieden! Daß unter den Satiren des Horaz keine Satire im jetzigen Sinn des Wortes und nur unter den Epoden sich einige wenige Gedichte finden, die man eigentliche Satiren nennen kann, daß man den gutmütigen

Scherz des Horaz mit dem scharfen Spott des Lucilius nicht auf Eine Linie stellen darf, ob auch Horaz jenen als seinen Vorgänger bezeichnet, ist anerkannt. Und daß die Episteln, wenn sie etwa im ganzen als philosophische Gedichte gelten sollen (s. o. p. 98), doch keinen theoretischen Gehalt haben wie das Lucrezische Lehrgedicht *de rerum natura*, bedarf keiner Ausführung.

Worin liegt denn nun aber das Unterscheidende bei Horaz? Ich muß auf Weißenfels (a. a. O. p. 123 ff.) zurückkommen, der u. a. sagt, in Horazens Geist sei die Fähigkeit des abstrakten Denkens in innigster Vereinigung mit der idealen Sinnlichkeit des Dichters gewesen, welche ihm das farblos Allgemeine in ein anschauliches Einzelnes von meist typischer Bedeutung verwandelt habe, und zugleich mit der Gestaltungskraft des Dichters, welche Charaktere schaffe und schildere und sie reden lasse, ohne sie zu einem bloßen Sprachrohr der eigenen Gedanken zu machen. Wenn Weißenfels hier wie sonst ein gleichmäßiges Vorhandensein abstrakten Denkens und dichterischer Sinnlichkeit anzunehmen scheint, aus deren Vereinigung eben der eigentümliche Charakter der Horazischen Dichtung hervorgegangen, so neige ich dahin, zu sagen, die frische Sinnlichkeit überwiege bei Horaz die bloße Verständigkeit, Horaz sei so wenig ein fein organisierter Verstandesmensch, daß bei ihm nach jenem Götheschen Diktum „die Lust zu fabulieren“ vorherrsche, und daß man in den Satiren wie in den Episteln, ja selbst in den Epoden (die Oden lassen wir vorerst beiseite) vielfach den Eindruck habe, Horaz fühle sich dann erst in seinem Elemente, könne sich dann erst seiner eigensten Natur nach gehen lassen, wenn er mit Durchbrechung der Schranken, welche ihm ein ernsterer Gegenstand gezogen, seiner Phantasie, und oft einer recht ausgelassenen Phantasie, die Zügel schießen lasse.

Um das nachzuweisen, worauf ich übrigens in Heft I und III im einzelnen oft genug hingezeigt habe, erinnere ich abgesehen von den Gedichten, welche ganz und gar die Lust zu fabulieren ausprägen, S. I, 5. 7. 8. II, 4. 5, an diejenigen Satiren, in denen Horaz im ganzen ein ernstes Thema behandeln will und doch unwillkürlich immer wieder in eine lustig ausmalende, komisch wirkende Darstellung verfällt, wo er sich wie S. I, 1, 27 vorzunehmen scheint *amoto ludo seria quaerere*, aber ganz von selbst in seine beliebte Weise zurücksinkt. Das

sind neben I, 1. noch 2. 3 und II, 1, und, wenn auch in etwas geringerem Maße I, 4 und 10, II, 2 und 7 (cfr. Heft I, p. 126 f.). Und ist es etwa in den Episteln anders? Ist hier die Lust zum freien Spiel der Phantasie, zur Unterbrechung einer trockenen Ausführung oder zum Ersatz für eine solche durch eine Fabel, eine Erzählung, eine lebhafte Schilderung nicht fast noch mehr entwickelt als in den Satiren? Genügt es nicht, neben der Verweisung auf alle zerstreuten Bemerkungen und die Zusammenfassung p. 99 ff. an die zwei Episteln litterarischen Inhalts II, 1 und 3 zu erinnern, wo Stellen wie I, 103—117, die Schilderung des litterarischen Treibens in Rom, 118—138, die halb satirische, halb ernst gemeinte Darstellung des Werts der Dichter, 182 bis 207, die Vorführung des römischen Volks im Theater, 219 ff., die Verhöhnung der zudringlichen Dichter und 250 ff. die scheinbare Selbstverhöhnung; dann 3, 325, wo die Scene aus einer römischen Schule, 419 ff., wo die Darstellung des Schmeichlers teils eigentliche Episoden, teils wenigstens Ausführungen sind, in denen die Phantasie den Dichter weit fort, weiter fortgezogen hat, als eigentlich zu erwarten war? Ist es nicht geradezu typisch für diese ganze Kunstform bei Horaz, daß Ep. II, 3, dieses unförmliche, unvollendet gebliebene Dichterwerk, mit einer Stelle wie V. 453—476 schließt, wo die ungemessene Lust zu fabulieren den Sieg über alles reflektierende Denken davongetragen hat?

Was nun aber bei Horaz als die Seele diese zwei Elemente, das philosophische Beobachten und Denken einerseits, und die dichterische Phantasie anderseits zusammenhält und zugleich die dichterische Manier leitet, was sollte das, wenn man nicht überhaupt darauf verzichtet, der Sache einen Namen zu geben, und der Meinung ist, durch „ein ästhetisches Schlagwort“ werde die Sache mehr verhüllt als klar ausgedrückt*) — was sollte das anders sein als der Begriff des Humors, jenes beständigen Ineinander von Ernst und Scherz, wo nichts so groß ist, daß nicht auch etwas Kleines, Sonderbares, Läppisches daran gefunden werden könnte, nichts so klein, daß es nicht noch mit einer Art von Wohlwollen gehalten und gehoben werden könnte? Das ist seither nicht so anerkannt gewesen, wenn auch Cursch-

*) Der Ausdruck »Schlagwort« wird nach und nach selbst zum Schlagwort, um unbequeme Dinge zu beseitigen. Alle unsere Begriffe sind in gewissem Sinn Schlagwörter; es fragt sich nur, ob richtig gebildet und richtig angewandt.

mann wiederholt zum Beweis, daß ich ganz unnötigerweise geschrieben habe, von längst bekannten Thatsachen spricht. Es ist doch so, wie ich „Studien“ p. 50 f. gesagt, daß seit Jahrzehnten wohl Biographen wie Erklärer des Horaz von Humor, humoristischen Einfällen, Wendungen u. s. w. reden, aber ohne sozusagen das Vorhandensein der Naturbedingungen dazu zu untersuchen oder über die gerade erklärte Stelle hinaus den als wirklich angenommenen Humor im Zusammenhang aufzufassen.

Soviel über die Satiren und Episteln, welche die neueren Erklärer mit Recht gegenüber den künstlichen Versuchen der Unterscheidung mehr und mehr als zusammengehörig, als im wesentlichen Eine Kunstform betrachten, nur mit den Modifikationen, die der Verlauf der Jahre und die geistige Ausreifung des Dichters herbeigeführt. Daß aber selbst in den Epoden, dem Übergang zur lyrischen Poesie, die Lust zu fabulieren im Dienste der Komik und des Humors sich regt, wird man zugeben müssen, wenn man sich z. B. nur an Epo. 2, die breit ausgeführte Lobpreisung des Landlebens mit der schließlichen Auflösung in Nichts, wenn man sich an 16, die Phantasie von den glückseligen Inseln, und an die Canidialieder 5 und 17 erinnern will, in denen der Dichter einen einmal aufgegriffenen phantastischen Einfall in immer weiterer Ausspinnung fortführt.

Aber nun freilich, was in der Mitte zwischen Satiren und Episteln liegt, die Oden! Ist es möglich, auch sie in die einheitliche Auffassung des Horazischen Geistes hereinzuziehen, oder wird nicht eben durch sie die gesuchte Einheit durchbrochen? Ich frage dagegen: ist es nicht geboten, wenigstens den Versuch zu machen, und wenn der meinige nicht gelungen sein sollte, einen andern aufzustellen? Ich gebe ja zu (Heft II, p. 129), daß eine Reihe von Gedichten vorhanden ist, bei denen es keinem Verständigen einfallen kann, eine Spur von Humor aufzeigen zu wollen, die als Ergüsse rein lyrischer Stimmung zu betrachten sind, und daß der Dichter, der vorzugsweise Humorist ist, als Idealist auch lyrischer Dichter sein kann. Aber es fragt sich, ob nicht die Einsicht durchdringen muß, daß in der Mehrzahl der lyrischen Gedichte entweder reine Scherzgedichte vorliegen oder solche, in denen sich ganz in der auch in den Satiren und Episteln beobachteten Art der Scherz mehr oder weniger stark, oft nur in einer für den, der überhaupt ein

Organ dafür hat, merklichen Weise einmischt, auftaucht und wieder verschwindet.

Diesen Einblick habe ich durch die besonders von einem der Rezensenten so sehr bespöttelte „Klassifikation“ zu eröffnen oder zu erleichtern gesucht. Daß ein solches Klassifizieren ein gewagtes Unternehmen ist, weil hier die Subjektivität einen ziemlich freien Spielraum hat, habe ich selbst gewußt und ausgesprochen; aber darum ist sie nicht an sich zu verwerfen. Ist die meinige zu weit oder zu eng, so mache ein anderer die Sache besser, aber man verzichte nicht von vornherein auf eine Gliederung, ohne welche man vor dem Felde Horazischer Lyrik, um ein Bild zu brauchen, wie vor einem Blumenbeete steht, in dem die verschiedensten Gewächse prangen und duften, aber unerkant, unbezeichnet. Ist es etwa nicht erlaubt, daß der Botaniker sie untersucht, unter Umständen pflückt und zerlegt, darnach bestimmt und einteilt, und ist das nicht eben eine wissenschaftliche Arbeit? Freilich „Leben duftet nur die frische Pflanze“; aber das Eigentümliche dieser Art von Pflanzen ist es zum Glück, daß sie durch solche Untersuchung nicht getötet werden, sondern fortleben. Diese Arbeit der Untersuchung, der Bestimmung und Einordnung in ein Ganzes muß sich jeder Dichter, jeder Schriftsteller überhaupt gefallen lassen; denn was ist eine litteraturgeschichtliche Behandlung, was ist auch die Erklärung eines einzelnen Gedichts anders als eine solche Untersuchung? Oder sollte man etwa einen modernen Dichter wohl in dieser kritischen Weise behandeln, nur nicht an die alten rühren dürfen, weil sie die reservierte Domäne der klassischen Philologen sind? Man denke *mutatis mutandis* an Ep. II, 1, 36 ff. *scriptor abhinc annos qui centum decedit etc.* Oder ist etwa die gewöhnliche philologische Interpretation etwas so ganz anderes, nicht auch ein scheinbares Zerlegen und Auflösen, wodurch doch der Lebensorganismus nicht zerstört wird, sondern das Gedicht nach wie vor als Ganzes erfreut und erquickt, belebt und erhebt?

Die genauere Unterscheidung der Horazischen Oden aber ist nun, wie schon bemerkt, geeignet zu zeigen, daß wir eine ganze Menge rein komischhumoristischer Gedichte bei ihm finden. Sehe ich die Heft II p. 132 zusammengestellten 40 Gedichte meiner ersten Klasse noch einmal durch, um alles etwa Streitige, Zweifelhafte beiseite zu lassen, wo man sich fragen könnte, ob

Komik und Humor darin zu finden sei, und nur die Stücke zu nehmen, wo jeder, der überhaupt Sinn dafür hat, die Sache zugeben muß, so bleiben meiner Ansicht nach jedenfalls I, 5. 6 (Gedichte, die in ihrem Schluß eine entschieden scherzhafte, humoristische Wendung bringen und von da aus ein unerwartetes Licht auf den bis dahin scheinbar ernstesten Zusammenhang werfen, sind etwas ganz anderes als solche, bei denen sich mitten drin im sonstigen Ernst ein Absprung, eine überraschende, an Komik erinnernde Bemerkung findet) 8. 16. 17 (bei diesem ähnlich wie 5. 6) 19. 22 (hier, bei diesem früheren Palladium des Horazischen Pathos, scheint also auch von Curschmann der durchaus scherzhafte Charakter des Lieds anerkannt?) 29. 36. II, 4. 5. 8 (die Kokette, die Venus selbst und die gutmütigen Nymphen zum Lachen bringt, weil sie der ganzen Weltordnung ein Schnippchen schlägt, und die die Verzweiflung aller Mütter und sparsamen Väter und jungen Frauen bildet, sollte keine Scherzfigur sein?) 11 (die alten Knaben, die, Kränze im Haar, mit Narde gesalbt, beim Weinkrug liegend und der ländlichen Sängerin lauschend ihre Jahre und ihre Sorgen vergessen wollen, sind etwa ernst zu nehmen?) 13. 17. 20 (ja allerdings, wenn auch gerade meine Erklärung von II, 20 die Wirkung des roten Tuchs zu üben scheint. Es ist mir eine Beruhigung, daß O. Jäger a. a. O. p. 6 bei Erwähnung von *jam, jam residunt cruribus asperae pelles et album mutor in alitem* kurzweg sagt: „es ist merkwürdig, daß man noch immer streitet, ob die letztere Stelle humoristisch aufzufassen sei“; er wird sich's nun aber gefallen lassen müssen, die von Faltin aufgebrachten „Geschmacklosigkeiten“ mit mir zu teilen, wiewohl er sich vielleicht die Sache nicht so wie ich fabulierend ins einzelne ausgeführt hat).

Ich will diese Revision meiner ersten Klasse der Oden nicht weiter fortsetzen; das Bisherige genügt, um zu zeigen, daß ich auch den Beanstandungen entgegenkommend doch nur wenig preisgeben könnte. Zunächst aber halte ich an meiner Auffassung fest, mir wohl bewußt, daß das in dem einen und andern Fall Geschmackssache ist. Ganz entschieden aber lege ich dagegen Verwahrung ein, daß Curschmann meint, meine zweite und dritte Klasse ohne weiteres vereinigen zu können, während die zweite Klasse, wie Heft II, p. 6 und 128 bemerkt ist, eben die für Horaz und seinen Humor charakteristische Eigenart darstellt, daß eine Mischung von Ernst und Scherz

vorliegt, daß oft nur mit einer Wendung, einem Wort eine humoristische Andeutung erfolgt, „wo der Humor wie verloren in fremdartiger Umgebung auftritt, wie ein Funke, der in raschem Aufleuchten über die Scenerie ein anderes Licht verbreitet und ebenso rasch wieder verschwindet“ (cfr. „Studien“ p. 59). Wer freilich diese Art Horazischen Humors übersieht oder verkennt, wer z. B. zu O. II, 16, 33 ff. „mugientes vaccae humoristisch?“ schreibt, als ob das Brüllen der Kühe für sich humoristisch sein sollte, und nicht, wie ausdrücklich gesagt war, vielmehr das Bild des von seinen Tieren umblöckten, umbrüllten, umwieherten Reichen — „mit dem ist nicht zu streiten!“ Und doch soll bei Horaz immer der Schalk durchblicken; wo z. B. blickt er denn dann durch?

Sollte ich aber auch bei dem einen oder andern Gedicht unrecht haben, Komik und Humor gesehen haben, wo eine „besonnene Kritik“ sie nicht finden kann, es bleibt doch immerhin soviel, daß nur eine leichte Verschiebung des Verhältnisses einträte, daß eine etwas größere Zahl von Oden herauskäme, die als elegisch oder pathetisch zu bezeichnen wären, und für solche habe ich ja auch Raum offen gelassen. Wenn man das schalkhafte, humoristische Element in den Oden doch nicht bestreiten kann, wenn man nicht gegen alle Wirklichkeit, wie es die Interpretation früherer Zeit mit Vorliebe that, das Hauptgewicht in Horaz auf die pathetischen Lieder legen will, die in den Satiren und Epoden kaum einen Anknüpfungspunkt haben, so ist sicher nur ein Streit um ein Mehr oder Weniger, nicht um die Sache vorhanden.

Daß nun aber der „fein organisierte Verstandesmensch“ in den Oden vollends keinen Platz hat, bedarf kaum weiterer Auseinandersetzung. Am ehesten könnte man noch in den Satiren und Epoden auf diese Aufstellung kommen, wenn man das Satirische, die Angriffe auf alle möglichen Persönlichkeiten oder Thorheiten und Fehler einseitig premierte, und den Ton, in dem das geschieht, weniger beachtete; aber aus den Oden läßt sich diese Charakterisierung unmöglich ableiten: nicht aus den entschieden scherzhaften, in denen der Dichter andere wie sich selbst gutmütig verhöhnt; noch weniger aus den rein ernstesten, eigentlich pathetischen, denn dem fein organisierten Verstandesmenschen kann kein Pathos kommen; und ebensowenig aus der großen Menge elegischer Dichtungen in der Mitte zwischen beiden, deren Grundcharakter, wie Rosenberg, Lyrik des

Horaz p. 3 sagt, „jene schmerzgeweihte Philosophie ist, die den Dichter als im verfallenden Altertum lebend kennzeichnet, jene tiefe, aber verhaltene Wehmut, die uns so oft des Lebens gereifte und höchste Weisheit dünkt“ (eine Wehmut nur, wie ich hinzufüge, die dem Durchbrechen schalkhafter Laune auch in ganz gehobenen Augenblicken nicht immer wehrt).

Auf eines aber muß ich noch zu reden kommen, das ich auch mit dem Humor in Einklang zu bringen, gewissermaßen aus ihm zu erklären gesucht habe, auf den nicht zu leugnenden, in den Satiren und Epoden stark ausgeprägten, in den Oden nicht ganz verschwundenen, erst in den Episteln fast verflüchtigten Cynismus bei Horaz. Zweimal hält Curschmann (a. a. O.) für nötig, eine Bemerkung darüber zu machen: „zumal ich gestehen muß,“ sagt er, „daß auch die Annahme von Komik und Humor mir nicht über den Ekel hinweghilft, den z. B. das Lesen der fünften Epode und ähnlicher Erzeugnisse des Cynismus in mir hervorruft“; und nachher: „wozu ferner der Versuch nützt, durch Annahme von Komik und Scherz über die nach unserer Anschauung zu derbe Sinnlichkeit einzelner Gedichte hinauszukommen, ist mir, wie schon gesagt, nicht recht klar. Dadurch wird an dem Cynismus von Gedichten wie O. I, 25. II, 5. IV, 13 auch nicht ein Jota geändert“. Mir wird durch diese Bemerkungen von neuem klar, welche Wirkung der Mangel an Verständnis für psychologisches Begreifen haben kann. Für mich ist es im Gegenteil, wenn ich so sagen darf in meiner persönlichen Stellung zu Horaz, eine gewisse Beruhigung, wenn ich teils aus eigener Lektüre, teils aus den Aussprüchen der Ästhetiker wie Vischer, Carrière u. s. w. erkenne, daß der Humorist vermöge seiner Neigung, das Sinnliche gegen das Geistige in Schutz zu nehmen, einer gesteigerten Geistigkeit gegenüber am Ende auch die gemeinsten irdischen Triebe und Bedürfnisse sich breit machen zu lassen, nur unter dem Vorbehalt, dabei einzig an die Lächerlichkeit und Zweckwidrigkeit des unmoralisch Sinnlichen, nicht an seine Verdamulichkeit zu erinnern, leicht zum Cyniker werden kann. Dann sage ich mir, daß Horaz nicht aus persönlicher Frivolität seine cynischen Gedichte gemacht, sondern damit gewissermaßen seinem Charakter als Humorist einen Tribut entrichtet hat, und das ist doch nicht ganz wertlos für seine Beurteilung. —

Nach allem seither Gesagten bleibe ich also dabei, daß die Mehrzahl der Oden des Horaz entweder direkt dem komisch-

humoristischen Gebiet angehört oder in irgend einer Weise, mehr oder weniger stark mit Humor versetzt ist, wobei die Zuteilung zu den einzelnen Arten des Humors (deren Aufstellung, was Curschmann neu scheint, schon eine ziemlich alte Geschichte ist) wegen der Bemerkungen bei der Erklärung der einzelnen Gedichte hier nicht wiederholt zu werden braucht. Ebenso bleibt aber auch der Satz bestehen, daß eine nicht geringe Anzahl von Liedern teils der reinen elegischen Lyrik, teils dem pathetischen Stil angehört. Zu den einen hätte es eines besonderen Anlasses, des Einflusses eigentümlicher Lebensgeschichte des Dichters nicht notwendig bedurft, da ein humoristisch angelegtes Dichtertalent als der idealistischen Geistesrichtung zugehörig ohne weiteres auch in einfach lyrischen Gedichten sich versuchen kann (s. Heft II p. 129). Bei den andern dagegen ist der Entstehungsgrund in der Lebensentwicklung des Horaz zu suchen, und so kommen wir auf den zweiten Faktor in dem Werden des Dichters, seine äußeren Verhältnisse, soweit sie für seine Dichtung bedeutungsvoll gewesen sind, wobei ich mich auf das Notwendigste beschränke.

In betreff der als Geheimnis nicht näher zu durchdringenden Naturanlage des Dichters, sowie des Einflusses, den seine Zeit und Umgebung, aber auch Familienbeziehungen auf ihn ausgeübt, verweise ich auf „Studien“ p. 53—55. Nur hinsichtlich des letzteren Punktes, wo nicht selten S. I, 4, 105 ff. hinter I, 6, 65 ff. etwas zurückgestellt wird, ein kurzes Wort! Zwar auch in der letzteren Stelle hebt Horaz, neben der Sorgfalt des Vaters für seine Erziehung und Ausbildung durch andere, die eigene Thätigkeit desselben hervor: *ipse mihi custos incorruptissimus omnes circum doctores aderat*, womit nicht bloß die Thätigkeit des *servus paedagogus* bezeichnet werden soll; aber ein genaueres Bild der erziehenden Einwirkung des Vaters giebt uns I, 4: *insuevit pater optimus hoc me, ut fugerem exemplis vitiorum quaeque notando*. Dieses Illustrieren der praktischen sittlichen Vorschriften durch Beispiele aus der nächsten, jedermann sichtbaren Umgebung im Sinn der Aufmunterung wie der Abschreckung, aber nicht im Ton der Bußpredigt, der sittlichen Entrüstung, sondern der gutmütig belächelnden und bemitleidenden Beobachtung, ist auf den Sohn übergegangen und ihm als *Ingrediens* für sein dichterisches Schaffen für immer geblieben.

Daß die Versetzung nach Rom mit der Fülle von Erscheinungen, die sich hier dem Knaben und Jüngling zur Beobachtung

darboten, vom größten Einfluß auf ihn sein mußte, ist klar; aber doch hat er das stille Venusia und das Landleben auf dem väterlichen Gütchen immer in pietätsvoller Erinnerung behalten, wofür nicht nur Stellen wie O. III, 13. 30. IV, 9 zeugen, sondern insbesondere alle die in den Episteln, in denen man den Eindruck hat, als komme er sich jetzt erst wieder der Stellung zurückgegeben vor, die er nie hätte aufgeben sollen, neben I, 10. 14. 18 hauptsächlich I, 7, 96 f.: *qui semel adspexit, quantum dimissa petitis praestent, mature redeat repetatque relicta.*

Was seinen Aufenthalt in Athen, „dem guten Athen“, dem „lieben Ort“ betrifft, so ist er bloß wegen der verhängnisvollen Wendung zu erwähnen, die dort sein Leben nahm, sofern er von da weg Brutus in den Kampf gegen die Triumvirn und bis Philippi folgte als Soldat, ja als Tribun. War das die Folge einer eigentlichen politischen Überzeugung? hat Horaz damit und hat er später wirklich Sinn für Politik und somit auch für eine Parteistellung gehabt? Ich kann es nicht glauben. Wenn ich früher („Studien“ p. 64) mich auf Lazarus, das Leben der Seele, bezogen habe: „Der Humor hat Sinn für die realen Verhältnisse des Weltlebens, für die sittliche Gestaltung des faktischen Daseins, nur aber keine Energie, sich daran zu beteiligen“, so sollte das kein Beweis sein; man könnte es sonst als einen Zirkel im Beweis ansehen, aber eine Stütze für einen Beweis. Horaz war kein Politiker vom Fach oder von Neigung, weder damals noch später. Stellen wie S. I, 6, 41—59, O. I, 26. II, 11 fasse ich als Ernst, nicht bloß als Ausdruck des späteren Überdrusses. Seine Stellung als Legionstribun giebt er leichthin als unverdient preis (s. S. I, 6, 49 f.: *quia non, ut forsit honorem, jure mihi invidet quivis*), er verdankte sie der Freundschaft des Brutus (Ep. I, 20, 23: *me primis urbis belli placuisse domique*); für seine Teilnahme am Krieg beruft er sich auf seine feurige Jugend (*calidus juvena consule Planco* O. III, 14, 27 f.). Man kann unter dem Sturm und Drang der Ereignisse, wo jeder, auch der sonst weniger empfängliche, hört und sieht und fühlt, daß „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen“, von einer gewissen Wärme erfaßt, sogar von augenblicklicher Begeisterung erfüllt werden, man glaubt es wenigstens selbst; und doch gehorcht man nur dem Zwang der Verhältnisse, der selbst den nicht für politische Kämpfe angelegten Menschen ergreift. Denke, wer kann, an die Wirbel des Jahres 1848! Die Ernüchterung

trat schnell genug ein. Wenn Horaz so bald den Kampf aufgeben konnte, während andere im Exil verkamen oder spät erst zurückkehrten (s. O. II, 7), so hat er damit keinen Verrat an seiner Sache begangen, ferne sei jeder Vorwurf! sondern nur gezeigt, daß er zu seiner Natur zurückkehrte, über die ihn das Geschick hinausgerissen. Aber die Erinnerung wirkte natürlich fort, eine innere Teilnahme blieb bestehen, und die üble Nachwirkung war da.

Ich lege besonderen Wert darauf zu wiederholen (s. zu O. I, 12. Heft II, p. 112), daß Horaz bis in die spätesten Zeiten, als er längst mit der Herrschaft des Oktavianus Augustus ausgesöhnt war, die Erinnerung an die Kämpfe der republikanischen Partei und ihre Führer hoch hielt. Man kann anderer politischer Ansicht werden, braucht aber darum nicht sich selbst und seine Genossen zu beschimpfen (s. auch O. II, 1, 24. 7 im ganzen, Ep. I, 20).

Die üble Nachwirkung war da, das Vermögen verloren, die Hoffnungen geschwunden, nur neue Stürme in Aussicht. Jetzt bot bloß die Poesie einen Trost, und zu ihr kehrte Horaz zurück. Wenn er S. I, 10, 31 scherzhaft von Graeci versiculi redet, die er früher gemacht (cfr. „Studien“ p. 93), so ist sicher anzunehmen, daß er damals nicht bloß griechisch, sondern vor allem lateinisch, und nur der Mode wegen auch griechisch gedichtet hatte. Erhalten ist uns von den älteren lateinischen Gedichten wohl keines außer S. I, 7, dessen Entstehung mir mit andern, z. B. Schütz, wie Heft I, p. 39 f. bemerkt, in die Zeit vor Philippi zu fallen scheint. Die neuen Gedichte waren Satiren oder Epoden; ob eines derselben aus der Zeit vor der genaueren Bekanntschaft mit Mäcenat erhalten ist, wage ich nicht zu entscheiden, doch ist es möglich (cfr. Heft I, p. 16 und 126).

Ebensowenig wage ich bestimmte Äußerungen über die politische Stellung des Horaz, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, vor seiner Berührung mit Mäcenat. Daß er, ohne irgendwie hervorzutreten, bei der Spannung zwischen Oktavian und Antonius mit seiner Neigung mehr auf seiten des letzteren stand, wie Rosenberg annimmt, ist nicht ausgeschlossen (cfr. „Studien“ p. 47 ff. zu O. I, 34). Vor allem aber tritt in jener Zeit das Grauen vor der Wiederkehr der bürgerlichen Kämpfe hervor, das bei seiner Natur so begreiflich ist (Epo. 7. 13. 16), und ebenso sicher ist, daß er noch lange

hinaus, vielleicht länger als Rosenberg annimmt, (cfr. S. II, 1) dem Oktavian wenigstens innerlich fremd blieb.

Nun kommt der Hauptwendepunkt seines Lebens, das Glück, an dem er so innig hängt, und doch auch — sein Unglück, so paradox das lauten mag. Nicht umsonst spricht er, von Vergilius und Varius zu Mäcenat geführt, *singultim pauca* (S. I, 6, 56). Das war nicht etwa die Ungeschicklichkeit beim ersten Umgang des Plebejers mit dem Hochgestellten, von der er S. I, 3, 63 f. scherzend sagt: *simplicior quis et est, qualem me saepe libenter obtulerim tibi, Maecenas etc.*, sondern das war vor allem das Gefühl der Befangenheit ob seiner früheren Stellung; und er hatte es auch zu erfahren, was es hieß, in den Kreis der Auserlesenen des Mäcenat eintreten dürfen: er hatte ein neunmonatliches Fegefeuer der Beobachtung seiner Haltung zu bestehen: *revocas nono post mense*. Aber die Probe ward bestanden: er war jetzt in diesem Kreis, von dem er S. I, 9 ein so schönes Bild entwirft, der seine Dichterkraft reizte und beseelte, der ihm Anerkennung und Selbstgefühl verschaffte, den er bald selbst nicht mehr entbehren konnte und dessen unentbehrliche Zierde, unentbehrlich besonders für Mäcenat, er andererseits war durch seinen schlagfertigen Witz, seine Erzählungsgabe, seinen wundervollen Humor, hauptsächlich mit der Fähigkeit sich selbst zu parodieren und einen schlechten Witz zu verstehen (cfr. *Epo.* 3). Man denke sich die Gabe des Fabulierens, die er in den Satiren und Epoden, in den Episteln, ja teilweise selbst in den Oden darlegt, nun in mündlicher Ausübung, um den Zauber seines Umgangs, aber auch das zu begreifen, welche Rückwirkung das Leben in diesem Kreise auf ihn ausübte, wie es ihn anzog und fesselte und selbst über das Maß ruhiger Sammlung hinauszog (cfr. S. I, 5, 82. II, 6, 27 ff. 7, 22 ff. und die Bemerkungen dazu).

Als ihm dann vollends die Freigebigkeit des Mäcenat zur Anerkennung für seine Leistungen nach dem Erscheinen des ersten Buchs seiner Satiren das Gut im Sabinischen schenkte, als er ein selbständiger Grundbesitzer war, der zu leben hatte und wenigstens von Zeit zu Zeit in der Einsamkeit sich auf sich selbst besinnen konnte, als sein Verhältnis zu Mäcenat mehr und mehr das persönlicher Freundschaft wurde, die von der Etikette nur teilweise, in äußeren Dingen (cfr. *Ep.* I, 1, 94 ff.) eingeschränkt war, sonst aber Horaz ausgedehnte Rechte gewährte (cfr. *Ep.* I, 7 Ausdrücke wie *vates tuus*, *dulcis amice*;

Scherze wie Epo. 3. O. I, 20, II, 17. III, 8), da schien sein Glück vollendet.

Und doch was war Horaz damit geworden? *Fortunae filius!* muß er von allen Seiten hören; in den Augen der Menge ist er doch nur ein *scurra*, wenn auch besserer Sorte. Wenn er Ep. I, 18 dem jungen Lollius, der eine viel unabhängigere Stellung hat als Horaz, die Bedenken ausreden muß „*metues scurrantis speciem praebere*“, wie soll er sich selbst vorkommen? Und nachdem er vollends von Mäcenat beschenkt ist, wird er damit, so edel und hochdenkend jener auch sein mag, gewissermaßen gebunden, zum Sklaven, weil Mäcenat ihn nicht mehr missen kann, und er muß sich mit der Zeit, gewiß nach langem Ringen mit sich, zu jenem denkwürdigen Kampf (Ep. I, 7) für seine Freiheit aufrufen, in dem er alles, selbst die Freundschaft des Mäcenat aufs Spiel setzt. Das Freiheitsgefühl, das in Horaz lebte, war kein abstraktes, wie Teuffel einmal gesagt hat, sondern ein höchst konkretes, es war der Kampf um die Würde des Menschen und des Dichters, der sich natürlich in späteren Jahren und nach größeren Erfolgen auch mehr fühlte und fühlen durfte. —

Aber wir haben damit bis jetzt nur von Mäcenat und noch nicht von Oktavianus Augustus gesprochen. Mäcenat hat für sich belebend auf die Dichtung des Horaz eingewirkt, aber ohne zunächst ihre Richtung zu bestimmen; ihm war die satirische und komischhumoristische Färbung ganz recht, und je bunter, desto besser. Selbst der durch die lyrische Form und den teilweise lyrischen Gehalt der Epoden vorbereitete Übergang zur Odenichtung wird nicht dem Einfluß des Mäcenat, sondern eigener Neigung des Horaz zu verdanken sein, und diese Odenichtung war ja zunächst teils scherzend, dem *genus tenue* angehörig, teils rein lyrisch. Aber daß sie mit der Zeit pathetisch wurde, und noch mehr, daß sie sich in den Dienst des Augustus und seiner Reformideen stellte und diese Reformideen vom religiösen Standpunkt aus auffaßte und betrieb, das war ein Schritt über die eigene Natur des Horaz hinaus, ein fremder Tropfen in seinem Blut. Oder kann man sich vorstellen, daß Horaz je von sich aus, d. h. ohne den Einfluß, ohne die Pression, ohne den Zwang von seiten des Mäcenat und Augustus auf seine politische und religiöse pathetische Odenpoesie (Heft II, p. 131) gekommen wäre? Ich glaube nicht.

Er konnte von sich aus zur Einsicht kommen, daß Oktavian

dem Antonius gegenüber persönlich und politisch das höhere Interesse Roms vertrat, konnte den Sieg bei Aktium und Alexandria als ein Glück für Rom ansehen, konnte Dank und Verehrung für den neuen Herrscher empfinden im Blick auf alle Segnungen des Friedens im Innern und verhältnismäßiger Ruhe nach außen, und konnte, wenn man viel zugeben will, seine Muse hiezu aufrufen in Liedern wie O. I, 34. 37. 35. III, 25. IV, 4. 5. 6. Carmen saec. IV, 14. 15; solche Klänge waren ja ohnedies durch Lieder wie Epo. 7. 13. 16 vorbereitet. Aber die poetische Mitwirkung zu dem Werke der Regeneration des römischen Staats auf religiöser Grundlage und die Apotheose des Augustus in Liedern wie I. 2. 12. III, 4. 5., das geht, was man auch sagen mag von dem Recht der Dichtung und der Leichtigkeit der Vermischung des Göttlichen und Menschlichen auf dem Standpunkt des griechisch-römischen Altertums, über die ursprüngliche Anlage und Haltung des Horaz hinaus.

Wie ist doch der Ton in O. III, 14, dann in den Episteln gedämpft! Und wenn man etwa sagen wollte, die Sermonenform gestatte eine solche Hebung des Tons gar nicht, so wird man zugeben müssen, daß auch im vierten Odenbuch jene Überschwenglichkeit nicht wiederkehrt. Dabei muß man bedenken, daß nach Suetons sicher authentischem Zeugnis bei O. IV eine eigentliche Pression gewaltet hat, der Horaz sich nicht mehr entziehen konnte, so oft es ihm auch gelungen war, ähnlichen Pressionen auszuweichen; wozu man jene andern Stellen aus Sueton nehme: *neque enim, si tu superbus amicitiam nostram sprevisti, ideo nos quoque ἀνθυπεργονοῦμεν*. — An vereris, ne apud posteros infame tibi sit, quod videaris familiaris nobis esse? Hier liegt ein begieriges Suchen von der einen, ein Ausweichen oder nur zögerndes, widerwilliges Geben von der andern Seite vor, und dieses geschraubte Verhältnis, mit dem Bewußtsein, früher viel mehr als billig gegeben zu haben, zusammen mit der Unfreiheit gegenüber von Mäcenat, enthielt in der That Peinliches, Verstimmendes genug!

Hinaus aus diesen Verhältnissen, fort von Rom in die Einsamkeit des Landes! das wurde mehr und mehr das Losungswort des Dichters. Und doch eben diese Möglichkeit des Rückzugs, diese Zuflucht vor den beengenden Verhältnissen der Hauptstadt und der hohen Kreise dort verdankte er einzig dem Wohlwollen und der Freigebigkeit des Mäcenat, der das ange-

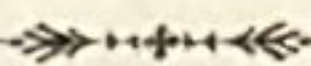
botene Opfer nicht angenommen hatte, und dem sein Geschenk zurückzugeben er sich doch nicht im stande fühlte.

Dazu nehme man frühe Kränklichkeit und Hypochondrie, wenn sie auch bis in die späteste Zeit nicht vermochte, seinen Geist zu lähmen oder seine Eigenart zu brechen (cfr. zu Episteln I, 8 und Schluß von II, 3). Ob die Kränklichkeit teilweise durch des Dichters eigene Schuld, durch ein Zuviel in doppelter Beziehung veranlaßt war (cfr. Stellen wie S. II, 3, 325 und Ep. I, 14, 34), mag jeder selbst beurteilen. Die Frage ist schwer zu beantworten, da vielfach in den betreffenden Gedichten Selbstparodie mit im Spiele ist.

Außerdem denke man an den Ärger oder Kummer, den das Liegenbleiben eines unvollendeten Werkes wie Ep. II, 3 dem Dichter bereiten konnte, um aus allem abzunehmen, daß die letzten Zeiten desselben getrübt waren, und daß man das Recht hat, hier von Tragik zu reden. —

Der Dichterruhm des Horaz hat sich bei der Nachwelt bis in die neuere Zeit hauptsächlich an seine lyrische Poesie und besonders wieder an seine pathetischen Oden geheftet, und es soll ja nicht bestritten werden, ist auch bei der Einzelerklärung nicht bestritten worden, daß vieles daran für sich betrachtet trefflich ist. Eine unbefangene Würdigung aber wird erkennen lassen, daß Horaz als Humorist, und was damit näher zusammenhängt, als Lyriker der elegischen Gattung eine einheitliche Erscheinung darstellt, während er als pathetischer Sänger, besonders im Dienst der Regeneration des römischen Staats auf religiöser Grundlage, über seine Grenze hinausgeschritten ist. Das ist entfernt keine den Dichter herabsetzende Kritik, sondern nur das Bemühen, Horaz in seinem Leben und Dichten einheitlich zu begreifen.

Im Oktober 1887.



Oesterlen, Theodor

Komik und Humor bei Horaz ein Beitrag zur römischen Litteraturgeschichte

Bd.: 3

Stuttgart 1887

A.lat.a. 600 s-1/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11539462-8